Bunte Erinnerungen

an

frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände

aus

Berlin und anderswoher.

Zusammengesucht

von

Fr. Tietz.

Berlin, 1854.

Verlag von Leopold Lassar.

Brüderstr. 3, unweit des Schloßplatzes.

Sr. Excellenz

dem

Königlich Preußischen Minister-Präsidenten

Herrn Otto Theodor

Freiherrn von Manteuffel

mit dem Ausdrucke tiefster Verehrung

gewidmet

vom Verfasser.

Euer Excellenz hatten die Freundlichkeit, diesen kleinen Genrebildern, als sie theilweise in Berliner Blättern sich an das Tageslicht wagten, einen lächelnden Blick zu schenken. Indem der Verfasser das bunte Durcheinander zu einem Ganzen zusammenfügt, wird ihm die ehrende Erlaubniß, dem ernsten Staatsmanne die harmlosen Blätter widmen zu dürfen. — Was aus Berlin's vergangenem Vierteljahrhundert in dem Büchlein auftaucht, fällt in die Zeit, als Euer Excellenz selbst noch jugendlich-heiter in das heitere Leben blickten. So werden vielleicht manche Erinnerungen des Verfassers an Persönlichkeiten und Begebenheiten mit denen von Euer Excellenz sich begegnen und der Rückblick in eine sorgenlosere Vergangenheit aus der ernsten Gegenwart, diese über jene, wenn auch nur auf Momente vergessen machen.

Wenn das anspruchlose Büchlein dies im Stande ist, so wird der, der es geschrieben, sich doppelt ge-

gen Euer Excellenz verpflichtet fühlen, einmal darum, daß es ihm erlaubt war, die unbedeutende Gabe in die Hand legen zu dürfen, die seegensreich die Geschicke des Vaterlandes lenkt und dann darum, weil der Blick, der auf diese Blätter fiel, kein unfreundlicher gewesen.

Berlin, im Januar 1854.

Fr. Tietz.

Vorwort.

Wenn man älter wird und nicht viel Zukunft mehr zu erwarten hat, richtet man gern den Blick in die Vergangenheit. Die Bilder sind freilich verblaßt, aber man frischt sie gerne wieder auf, namentlich die heitern und erfreut sich an dem, was uns schon einmal erfreut hat. So fixirte ich die Sonnenstrahlen der Jugend zu kleinen Daguerreotyp-Bildern, d. h. ich schrieb ab und zu das nieder, dessen ich mich erinnerte und ließ es in diesem und jenem Tagblatte drucken, vermeinend, daß vielleicht einem oder dem andern Gefährten aus vergangner Zeit beim Lesen der kleinen Arbeiten auch ein heiteres Erinnerungslächeln über das altgewordene Antlitz fliegen würde. Das ist denn auch wirklich geschehen. Aus entfernten Gegenden von alten Bekannten, die ich kaum mehr lebend glaubte, gingen mir Briefe zu, die Manches an meinen kleinen Bildern retouchirten, wo die Farben meines Gedächtnisses blaß geworden waren. Andere verlangten von mir, ich möge die in den Zeitungen zerstreuten Blätter sammeln und daraus ein Büchelchen für die ältern Freunde zusammenstellen, die, gleich mir, rückwärts auf Erlebtes, mehr als vorwärts auf noch zu Erlebendes blicken. Und das habe ich gethan und wünsche, daß dem einfachen Büchlein die freundliche Aufnahme werden möge, die ihm im Voraus von manchem alten Freunde zugesagt worden.

In Bezug auf die einzelnen Erinnerungsbilderchen bemerke ich nur noch, daß das erste: „Allerlei vom 23. August 1813“, eigentlich nicht aus dem Farbentopfe meines Gedächtnisses hervorgegangen, sondern von mir aus dem vergilbten, auf grauem, dickem, altmodischem Papier — das neumodische Maschinenpapier hätte auch

wohl kaum 40 Jahre unvermodert vorgehalten — geschriebenen Tagebuche meines seeligen Vaters zusammengestellt worden ist. Ich, damals ein etwa achtjähriger Junge, wurde zu der Zeit im fernen Ostpreußen bei meinen Großeltern er= oder vielmehr verzogen, wie dies den Enkeln zu geschehen pflegt. Ich kam erst später aus der „Stadt der Vernunft“ nach der „Residenz der Intelligenz“, aus der eine ganze Reihe von Erinnerungen, und zwar eigene, herrühren. — „Lorenz Kindlein“ ist eine meiner älteren Arbeiten und erschien schon in meinen, 1834 bei Hartmann herausgekommenen „Erzählungen und Phantasiestücken“, zu welchen mein nun verstorbener Gönner, Baron de la Motte Fouqué ein empfehlendes Vorwort geschrieben. — „Die Nacht an der Berezina“ findet sich in meinen „bunten Scizzen aus Ost und Süd“ vor, die nach meiner durch Rußland und den Orient im Jahre 1833/34 gemachten Reise bei Brockhaus in Leipzig 1838 erschienen. Der Herr Verleger ist so freundlich gewesen, mir die Re=Publication in diesem Buche zu gestatten, wobei ich bitte, mich wegen dieser Re=Publication für keinen Republicaner zu halten.

Es ist mehreren dieser kleinen Scizzen die Ehre widerfahren, nachdem sie theilweise von mir in einem berliner Blatte ohne meinen Namen veröffentlicht worden, in andern Blättern nachgedruckt zu werden, ohne daß man sich dabei die Mühe gegeben, wenigstens zu sagen, woher sie genommen. Ich erwähne dies nur deshalb, damit der geneigte Leser nicht etwa auf den Gedanken geräth, als wäre ich der Nachschreibende.

Das ist, was ich über die Erinnerungsbilderchen zu sagen wüßte. Was der Leser über dieselben sagen wird, muß ich geduldig abwarten. Da ich selbst die kleinen Scizzen für nichts Anderes ausgebe, als für ein anspruchsloses Geplauder, so möge mit diesem Geständniß zugleich der scharfen Beurtheilung die Spitze abgebrochen sein.

Berlin, im Januar 1854.

Fr. Tietz.

Allerlei vom 23. August 1813.

(Erinnerung aus Berlin.)

Es war am 19. August 1813, als an den Straßenecken Berlins Plakate und in den damals nur dreimal wöchentlich erscheinenden Vossischen und Spenerschen Zeitungen folgende Bekanntmachung erschien:

„Wir eilen, die treuen Unterthanen Sr. Maj. des Königs hierdurch zu unterrichten, daß in der Nacht vom 10. zum 11. d. M. die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Frankreich erfolgt und der Waffenstillstand kaiserlich russischer und unserer Seits gekündigt ist. Die Zeit der Waffenruhe ist mithin überstanden und der gerechteste Krieg, der jemals geführt worden, hat wieder begonnen.

Berlin, 18. August 1813.

Allerhöchstverordnetes Militair-Gouvernement für das Land zwischen der Elbe und Oder.

v. L'Estocq. — Sack."

Schaarenweise standen die Berliner an den Ecken, um diese Bekanntmachung zu lesen. Mit Hurrah wurde sie begrüßt und selbst den eingefleischtesten Philistern, deren Lieblingsspruch sonst war: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", sah man eine ungewöhnliche Erregtheit an.

Es gab sich eine Begeisterung kund, wie sie wohl noch selten im preußischen Herzen entflammt gewesen und wie wir sie zu erleben, seitdem nicht wieder Gelegenheit gehabt.

Aber doch klang durch die laute Begeisterungsfreude manch heimlicher Seufzer. Den Familienvätern erschien die Nähe des Feindes gefahrdrohend für die Hauptstadt. Während die jüngere Generation kampfesmuthig eine Niederlage für unmöglich hielt, setzten jene eine solche Möglichkeit doch nicht ganz außer allen Zweifel. Einer Schlacht, südlich in der Nähe von Berlin, wo Reynier, der französische General, mit einem starken Truppencorps heranzog, sahen wir als unvermeidlich entgegen. Und siegte der Feind, so stand der Hauptstadt viel Schlimmes bevor. Da dachten wir denn daran, Frau und Kind nach Norden zu in Sicherheit zu bringen und nicht wenige Familien wurden von den zurückbleibenden Hausvätern zum Frankfurter und Oranienburger Thore hinaus begleitet. Das Wenige, was uns die letzten Kriegs- und Nothjahre noch gelassen, gönnten wir für den schlimmsten Fall auch nicht gern französischen Händen. Da wurden die paar silbernen Löffel, die die Franzosen bei dem, was sie uns aufgegessen, noch vergessen, die alten, noch von irgend einem Pathen herstammenden Schaumünzen und dergleichen Raritäten bei Seite geschafft, so gut es ging, — im Garten bei nächtlicher Weile verscharrt, oder im Zimmer ein Brett im Fußboden aufgehoben und darunter verborgen.

Unterdessen hatten wir seltsame Hülfe gegen den Feind erhalten. Wallenstein's, damals oft von M a t t a u s c h auf der Bühne gehörte Worte: „Wir werden mit den S c h w e d e n uns verbinden, gar wackre Leute

sind's und gute Freunde", hatten sich als Prophezeiung für uns erfüllt. Bei Charlottenburg standen die blonden Nordlandssöhne im Lager, zu denen wir hinauswanderten und ihnen bundesfreundlich die Hand schüttelten. Nur das Vertrauen zu ihrem Führer, dem neuen „Kronprinzen von Schweden" — wollte bei uns Berlinern nicht so recht Wurzel fassen, weil wir noch immer an den feindlichen französischen General Bernadotte uns erinnerten, der früher kein Preußenfreund gewesen. Außer den Schweden waren auch die Russen bei der Hand, von denen wir hier aber nur meistentheils das langspießige — nebenbei auch langfingrige — Volk der Kosacken zu sehen bekamen.

Am 21. August gab man im Königlichen Schauspielhause — dem abgebrannten Vorgänger des gegenwärtigen — Himmel's „Fanchon". Das Haus war voll, wie man sich an allen öffentlichen Orten zusammendrängte, um Neuigkeiten zu erfahren. Der korpulente Himmel dirigirte. Als Gern der Vater, als Abbé, sein Lied sang: „Auf alle Namenstag' im Jahr" und nun zu dem auf die verewigte Königin Louise bezüglichen Couplet kam, brach ein donnernder Jubel im Publikum los. Himmel's rothes Angesicht glühte wie die jetzige Prophetensonne; „Tusch! Tusch!" rief er dem Orchester zu. Die Trompeten schmetterten los, die Pauken donnerten, die Vivats wollten kein Ende nehmen. Zum Finale hatte Herklots, der damalige „königliche Theaterdichter" für die Bethmann, als Fanchon, ein auf die Zeit bezügliches Couplet gedichtet, bei dem sich der Jubel von vorhin wiederholte. — Als ich mit Herklots das Theater verließ, begegnete uns auf der Straße ähnliche Exaltation.

Truppen marschirten dem halleschen Thor zu, die Bürger begleiteten sie mit fortwährendem Hurrahrufe.

Der folgende Tag verstärkte die Ahnung einer drohenden Schlacht bis zur Gewißheit. Die Truppenmärsche wurden stärker. Im schwedischen Lager sah man die Vorbereituugen zum Aufbruch. Nachmittags wanderten wir zu den Zelten im Thiergarten, wo bei Weißbier laut politisirt wurde. Ein alter Bekannter hinkte zu meinem Tisch heran — er lebt noch — der königl. Kammermusikus Eichbaum, ein wackerer Patriot, der alle Franzosen zum Teufel wünschte, die Kosacken aber auch. Einem solchen fuchsbärtigen „treuen Verbündeten" hatte er seinen lahmen Fuß zu verdanken. Im Februar, als Berlin noch von den Franzosen unter General Augereau besetzt war, machten sich, wie es alten Berlinern erinnerlich sein dürfte, die „kühnen Söhne des Don's" ab und zu das Vergnügen, durch die nördlichen Thore bis mitten in die Stadt zu sprengen und einzelne Franzosen zu spießen, worauf sie dann auf ihren kleinen Rossen wieder blitzschnell hinjagten, woher sie gekommen. Eines Tages im gedachten Monat war auch in der Charlottenstraße eine solche Kosackenattaque vorgekommen, welcher Freund Eichbaum als unfreiwilliger Zuschauer beiwohnte und dabei, vielleicht damit er die Scene nie vergessen solle, von einem Kosacken einen Pistolenschuß in den Fuß erhielt. Daß er seitdem eine specielle Malice gegen diese reitenden Deutschlands-Befreier in sich fühlte, nehmen wir ihm nicht übel.*) Gegen 5 Uhr humpelte

*) Ich erhielt von dem noch in Crossen lebenden Herrn Kammermusikus Eichbaum ein Schreiben, in welchem er unsere Angabe etwa in folgender Weise berichtigt: Herr Eichbaum, als guter Patriot unseres in Breslau

er an meinem Arme nach der Stadt. Oben auf dem Brandenburger Thor fehlte die Victoria. „Wir kriegen sie wieder!“ nickte mir heiter der Freund zu, und er hat wahr gesprochen. Eine junge Ordonnanz, die nach Charlottenburg hinaustrabte und uns zu kennen schien, rief uns zu: „Die Ohren steif halten, meine Herren! morgen geht's los!“ Etwas unheimlich wurde mir denn doch bei dieser Nachricht zu Muthe und ich mochte an diesem Abende selbst den komischen Wurm nicht sehen, der den Rochus Pumpernickel spielte. Iffland hatte für die ängstlichen Tage lustige Stücke aufs Repertoir gesetzt, „um die Stimmung zn paralysiren.“

Recht gut erinnere ich mich, daß ich jene Nacht vor der Schlacht schlecht und wenig geschlafen. Ich wohnte in der Friedrichsstraße, wo über das damals noch sehr holprige Pflaster Kanonen und Munitionswagen zum

---

weilenden unvergeßlichen Heldenkönigs Friedrich Wilhelm III. Rufe folgend, hatte sich zum Eintritt in das Reich'sche Corps gemeldet und befand sich am 20. Februar 1813 Vormittags auf dem Wege zu dem damaligen Bürgermeister Bärensprung, wo er den zu seiner Equipirung nöthigen Mantel erhalten sollte. Auf der Leipziger Straße kommen ihm zwei Kosacken entgegengesprengt, die sich mit einem auf dem Dönhofs-Platze stationirten starken französischen Wachtposten in ein Scharmützel eingelassen hatten. Unserem preußischen Eichbaum sausen mehrere Kugeln an den Ohren vorbei; eine blaue Bohne trifft ihn in den linken Fuß und zerschmettert ihm das Schienbein. Herr Eichbaum war sonach der erste preußische Freiwillige, der in jenen Jahren des Kampfes verwundet wurde. Vielleicht wäre er der schweren Verwundung unterlegen, wenn nicht Ihre königl. Hoheit die jetzt verewigte Frau Prinzessin Wilhelm v. Preußen den ihr bekannten Patrioten der besonderen Fürsorge des damaligen General-Stabsarztes Dr. v. Gräfe empfohlen hätte. Wenigstens wurde durch die ärztliche Fürsorge der Verwundete vor der Amputation gerettet. Zu den langen körperlichen Schmerzen des braven Mannes kam auch nun noch der geistige, daß es ihm nicht vergönnt sein konnte, an dem großen Kampfe zur Befreiung des Vaterlandes Theil zu nehmen.

Halleschen Thore hinauspolterten. Auch der Gedanke, ob mir französische Flintenkugeln und Bajonette gestatten würden, Frau und Kinder wieder zu sehen, die ich am Tage vorher nach Ostpreußen in Sicherheit geschickt, trug nicht dazu bei, den Schlaf zu befördern. Schon frühe am Morgen stand ich auf. Ein grauer bezogener Regenwolkenhimmel war nicht geeignet, heitere Stimmung hervorzurufen. Die alte Köchin, die mir den Kaffee brachte, kündigte mir an, daß sie beschlossen habe, auch auszuwandern und vorläufig nur „nach die neue Welt". Ich stellte ihr vor, daß es schwer sein dürfte, in jetziger Zeit nach Hamburg und von da weiter über den Ocean zu gelangen, worauf mir von der alten Berlinerin die Weisung wurde: „nich so dämlich zu reden", — sie meine „man die neue Welt vor's Frankfurter Thor, wo ihre Schwester bei'm Wirth als Köchin diene." Dagegen hatte ich denn nichts einzuwenden. Mein altes Hausmöbel verschwand noch am Vormittag und stellte sich erst am andern Tage wieder ein, „als — wie sie sagte — die ekligen Franzosen alle jeworden waren."

Gegen 9 Uhr ward mir's zu eng im Haus, ich sehnte mich hinaus ins Weite und wanderte die Leipziger Straße hinab, wo mir ein bekannter junger Mann erzählte, daß bereits bei Heinersdorf die Vorposten an einander gekommen seien, nach dem Thiergarten. Jener junge Mann ist jetzt auch schon ein alter geworden, ragt aber noch als ein geistig kräftiger Riese in allen unsern Theatern aus dem Haufen der Kunstfreunde hervor. — Bei George in der Bellevuestraße war große politische Sitzung, natürlich auch hinter Weißbierstangen. Oben aus einem Fenster des Hauses schaute Gubitz herab,

der dort wohnte, damals noch nicht Professor, aber schon ein gern gelesener patriotischer Schriftsteller war und seine Laufbahn in der zierlichen Holzschneidekunst mit großem Glück begonnen hatte. Ich winkte ihm zu, herabzukommen und wir mischten uns unter die Sprechenden. Eine vorüberreitende Ordonnanz, die den Weg nach Charlottenburg einschlug und von Großbeeren kam, wurde auf einige Augenblicke durch „ein halb Pfund" guten Kümmel an ihrer schleunigen Pflichterfüllung verhindert und erzählte uns, daß General Bülow in dieser Nacht, umgeben von seinen Officieren, auf dem Kirchhofe des genannten Dorfes bei einem Wachtfeuer den Plan zu einer heute zu liefernden Schlacht entworfen habe. „Ju'n Morjen, meine Herren!" grüßte der Reiter und trabte weiter. — Es war also jetzt klar, daß es in jeder Stunde losgehen könne. Freund Gubitz nahm seinen Hut und wir wanderten nach den Linden, — uns begegnenden Bekannten erzählend, was wir so eben erfahren und ähnliches wieder hörend. So waren wir bis zur Ecke der Friedrichsstraße gekommen. In dem Hause Nr. 45, wo jetzt in der ersten Etage ein Kaffeehaus ist, wohnte unser Freund Himmel, zwei Treppen hoch Kammermusikus Seidler, in der dritten der dünne Labes, der Komiker vom Hoftheater. Dort wurde eingekehrt. Auf der Treppe begegnete uns Herr Patschke, der damalige Notenkopist Himmel's. Ich glaube wenigstens, daß er es war — und da der brave Mann noch jetzt lebt, kann er einen etwanigen Irrthum berichtigen — der uns sagte: „Gehen Sie man hinauf — ich bestelle neuen Vorrath." — In Himmel's Zimmer saß dieser und die beiden genannten Miteinwohner am Tische mit Weinflaschen besetzt, —

die bekanntlich der lebenslustige Capellmeister absonderlich liebte, d. h. wenn sie voll waren. Wir neuen Ankömmlinge wurden dazu gezogen. Himmel war, wie gewöhnlich in exaltirter Stimmung, der Wein trug das Seinige dazu bei. Auch hier bildete natürlich die bevorstehende Schlacht das Thema der Unterhaltung. Plötzlich springt der Fanchon-Papa auf, stürzt ins Schlafzimmer und kehrt dann wieder mit zwei Pistolen in den Händen. „Sie sind scharf geladen" — ruft er uns zu — „die eine für den ersten Franzosen, der mir heute ins Zimmer tritt, die andere für mich. Mit Preußen ist's dann doch vorbei." — Freund Gubitz behauptet dagegen: „Er wäre überzeugt, daß unsre Krieger heut den Sieg erfechten — so fest überzeugt, daß er sogleich eine kleine Fest-Cantate niederschreiben würde, Himmel solle rasch die Composition dazu liefern und morgen Abend könne sie dann im Theater gesungen werden."— Gesagt, gethan! Gubitz setzt sich zum Schreibtisch, in einer halben Stunde ist die kleine Dichtung fertig, aber der, der sie componiren soll, auch, denn Herr Patschke hatte neuen flüssigen Vorrath gebracht, Himmel sich stark daran gehalten und schnarchte bereits im Nebenzimmer auf dem Bette. Die Verse blieben zur Benutzung nach beendetem Schlummer zurück, wir aber verließen das „Paradies", wie man die „himmlische" Wohnung scherzhaft zu nennen pflegte und gingen der eine hierhin, der andere dorthin. Mein Weg führte mich am Schauspielhause vorüber. Die angeklebten Zettel kündigten zum Abende an: „Zum ersten Mal wiederholt: Die deutsche Hausfrau, Drama in 3 Akten von Herrn v. Kotzebue. Hierauf: Das Geheimniß, Operette in 1 Akt von Solié." Einer der Büreaubeamten

stand an der Thüre, die zur Bühne führte; ihn fragte ich, ob denn heute gespielt werde? „Natürlich, der Herr Generaldirektor Iffland haben's befohlen." Ein dumpfer Knall, dem gleich darauf mehrere Dito folgten, bezeugten, daß draußen ein blutiges Schauspiel beginne. Vorübergehende standen augenblicklich wie gebannt. Der Beamte des Theaters zeigte mir ein blasses Gesicht, eine Bemerkung, die er im Hinblick auf das meinige auch gemacht haben mag. Ein kleiner Trupp barfüßiger berliner Gamin's — Straßenjungen nannte man sie dazumal — lief mit Hurrah der Gegend des halleschen Thores zu. Diese Populationssorte mußte, wie jetzt, auch zu jener Zeit schon überall „dabei sein". Dies geschah etwa um 4 Uhr Nachmittags.

Von da an kamen wir Berliner eigentlich nicht mehr recht zur Besinnung. Auf den Straßen lief Alles durch einander, zu den Fenstern hinaus fragten die Bewohner die Vorübergehenden nach Neuigkeiten. Viele waren nach dem Tempelhofer Berg hinausgewandert und erzählten, von dort zurückkehrend, von Rauch und Dampf, den sie nach Großbeeren zu gesehen — das Dorf brannte wirklich — von Kanonendonner, den sie gehört. Den letzteren genossen wir auch in der Stadt. Es regnete und der Himmel schaute recht düster auf uns zwischen Angst und Hoffnung schwebende Berliner nieder. Gegen 7 Uhr ging ich ins Theater. Es waren mehr Leute darin, wie man hätte vermuthen sollen. Nur Damen fehlten. Man hatte sich — wie auch das fortwährende Aus- und Eingehen bewies — eigentlich dort nur zusammengefunden, um sich gegen einander auszusprechen. Und doch wurde noch jede patriotische Beziehung, die in der „deutschen

Hausfrau" vorkam, lebhaft beklatscht. Die Bethmann, die die Hauptrolle gab, wußte so etwas auch mit dem gehörigen Nachdruck hervorzuheben. Auch den andern Mitspielenden, Beschort, Maurer, der anmuthigen Dem. Fleck (jetzigen Professor Gubitz), der Dem. Doebbelin, welche eine böse Alte spielte, sah man es nicht an, daß Berlin, einschließlich des Schauspielhauses und Aller, die darin, so zu sagen, auf einem Pulverfasse stand. Als ich im Zwischenakte auf die Straße hinauseilte, hatte es, des Regenhimmels wegen, früher gedunkelt, als sonst. Der Kriegsjammer zeigte sich aber uns schon in blutiger Gestalt. Bauerwagen mit wimmernden Verwundeten rollten langsam vom halleschen Thore her. Man fuhr die Armen nach den Lazarethen, leichter Blessirte nahmen die Bürger mit Herzlichkeit in ihre Häuser auf. Ordonnanzen jagten durch die Straßen. So gelangte ich nach den Linden und da mir aus Habel's Weinlokal erleuchtete Fenster entgegenwinkten, ich auch seit dem Vormittag nichts als ein paar Gläser Wein bei dem dicken Himmel getrunken hatte, gedachte ich mich hier zu stärken. Drinnen wimmelte es von ab- und zuströmenden Gästen. In der Ecke am letzten Fenster links saßen, eben mit keinen Freudengesichtern, Bekannte: Herklots, der Theaterdichter, der Kunstkenner Hofrath Hirt — damals einer der schönsten Männer Berlins und der Maler Hummel — vor zwei Jahren starb er — ein unzertrennliches Trifolium in Habel's Gaststube. In der Mitte des Zimmers hatte man einen Husaren umringt, der einen Transport Verwundeter mit hierher gebracht und selbst einen tüchtigen Hieb über das Gesicht bekommen hatte. Von ihm erfuhren wir von der ersten

Tour des Waffentanzes einiges Nähere, bei welchem sich unsererseits der Kronprinz von Schweden, der Prinz von Hessen-Homburg, die Generale Bülow, Tauenzien, Thümen, Borstell und Krafft, dann Oppen, Holzendorf, Dobschütz, Lindenau und Strampf, — feindlicherseits Bertrand, Reynier, Oudinot, Gerard und der Herzog von Padua einander gegenüberstanden. Die preußische Avantgarde unter Major Sandrart: drei Bataillons Infanterie, die Leibhusaren und 4 Kanonen der Batterie Nr. 19. hatten das Dorf Groß-Beeren besetzt. Reynier stürmte mit 23,000 Mann heran. Vor dem Walde marschirte die sächsische Division Sahr in vier Linien auf, die sächsische Brigade Bose rechts, die Brigade Rüssel links, dazu zwei Batterien, die Tod und Verderben spieen. Das Dorf fing an zu brennen. Wo der Weg von der Waldecke ins Dorf führt, griffen die sächsischen Grenadiere Sperl mit großer Bravour das Dorf an, unterstützt von dem sächsischen Regiment König. Die Unsern verloren das Dorf und mußten sich auf das Bülowsche Hauptcorps nach Heinersdorf zurückziehen. Hier traf vom schwedischen Kronprinzen die Ordre zum Rückzuge unter die Mauern Berlins ein; er hatte aber den Befehl widerrufen, als ihm der unverzagte Bülow melden ließ: „Der Feind hat aus kecker Unvorsichtigkeit die ungünstigste Stellung gewählt; vor ihm befindet sich ein großer, nur auf einem einzigen Punkte bei Großbeeren zu passirender Bruch; links und rechts hat er nichts als Sumpf und den ungangbaren Lilobach und hinter ihm mein ganzes, vom besten Muthe beseeltes Corps. Ich werde den Feind angreifen und ihn schlagen.“ Und nun war es mit Hurrah drauf gegangen. Soviel wußte uns der Husar „auf

Seelen Seligkeit" zu versichern, daß es vorwärts gegangen, als er seinen Hieb „über die Schnautze" erhielt und dann mit den Verwnudeten nach Berlin abging. „Es muß meiner Geographie nach so in der Richtung nach Trebbin retirirt werden, d. h. von die Franzosen", damit schloß er seinen Vortrag, den ein Jubel ohne Ende begleitete.

„Noch kann das Theater nicht aus sein — ich muß die Nachricht dorthin bringen", meinte Herklots, den großen rothseidenen Regenschirm ergreifend — draußen klatschte der Regen nieder — und ich erbot mich zur Begleitung. Wir langten auf der Bühne kurz vor dem Schlusse des Singspiels: „das Geheimniß" an. Unzelmann spielte den Bedienten Thomas. Wir theilten ihm die erhaltenen Siegesbotschaften mit. Er ergreift den dreieckigen Bedientenhut und tritt auf die Bühne hinaus, obgleich seine Scene nicht an der Reihe. Die Schauspielerin, welche die Hofräthin giebt, sieht ihn befremdet an, worauf der Komiker im Tone seiner Rolle folgendes Extempore anbringt: „Ich wollte der Frau Hofräthin und den Herrschaften da unten (auf's Publikum zeigend) nur melden, daß wir heute keine französische Einquartierung mehr bekommen." Wir schalten hier ein, daß Unzelmann's frappante' Aehnlichkeit mit dem früher in Berlin kommandirenden französischen General Augereau allbekannt war. Diese in demselben Augenblick benutzend, stülpt er seinen dreieckigen Hut in der schiefen Richtung auf den Kopf, wie ihn die französischen Generale zu tragen pflegten und, Augerean kopirend, fügte er der obigen Nachricht hinzu: „Wir begeben uns rückwärts nach Trebbin." Dabei macht er Kehrt und es bricht im Publikum nun

ein Freudenhalloh aus, daß die alten Koulissen zittern. Die Vorstellung war aus, denn Alles stürmte zum Haus hinaus. Auf den nachtdunkeln Straßen ein Gedränge, wie in geschäftlicher Tagesstunde. Man brachte Verwundete und Gefangene fortwährend zur Stadt. Wagen aller Art, bis zu den elegantesten „Chaisen" hinauf, bepackt mit Lebensmitteln, Decken, Mänteln und allem, was nur den ermüdeten hungrigen Kriegern zu Gute kommen konnte, rollten zum Thore hinaus, dem Schlachtfelde zu. Wir, denen Wagen und Pferde nicht zu Gebote standen, thaten an den Verwundeten hier am Orte, was in unsern Kräften stand. Vom zu Bette gehen war natürlich nicht die Rede. Gegen Morgen traf ich mit einem Officier in der „Sonne" bei „Jagor" (jetzt Mäder) zusammen, der im Begriff war, wieder seinem Regimente zu folgen und sich hier nur noch mit einer Tasse Kaffee stärkte. Der ergänzte uns die theilweisen Nachrichten, die wir schon von der Schlacht erhalten. Fünf preußische und eine russische Batterie hatten den Haupttanz zuerst aufgespielt. Zuletzt, als die russische und schwedische Artillerie sich mit der unsrigen vereinigte, hatten 82 Feuerschlünde den Franzosen ihre Todesgrüße zugeschleudert, die aber auch keine Antwort schuldig blieben. Wie die Kanonen „heiser" wurden, ließ Bülow mit dem Bajonett drauf gehen; mit Hülfe Borstells war das verloren gewesene Dorf in einer halben Stunde genommen. Zwei französische und ein sächsisches Bataillon geriethen im Dunkel in den großen Sumpf, wo Viele umkamen. Auf dem rechten Flügel machte der Prinz von Homburg gute Geschäfte. Die ostpreußischen Grenadiere und das 3. ostpreußische Regiment wirthschafteten tüchtig unter dem Feinde, die Leibhusaren

und die westpreußischen Uhlanen ebenfalls. Der Feind aber hielt sich nicht minder tapfer, besonders die Kavallerie unter dem Herzog von Padua. Man muß, wie ich, das Schlachtfeld gesehen haben, um zu erkennen, wie fürchterlich das Gemetzel im Stockdunkeln gewesen sein mag.

Am frühen Morgen lud mich ein bekannter Schlächtermeister ein, auf seinem mit Wurst, Schinken und Brod beladenen Wägelchen Platz zu nehmen und mit ihm hinauszufahren. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Den Anblick des blutigen Schauplatzes werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Ein herzzerreißender Anblick, mit dessen Schilderung man Bogen füllen könnte. Unfern der Mühle lag ein blutjunger französischer Offizier, die Brust von einer Kartätschenkugel zerschmettert. Aus der zerrissenen Uniform blickte vorne zwischen den Knöpfen eine rothe Brieftasche hervor. Wir öffneten dieselbe und fanden unter mehreren Briefen einen, noch nicht gesiegelten, aber bereits mit der Aufschrift in französischer Sprache versehen: „An Herrn Capuzzo, Mitglied des Criminalgerichts zu Genua.“ Der sollte der Schwiegervater des Todten werden, wie aus dem Brief hervorging; beigelegt war ein verschlossenes Briefchen an die Braut des Jünglings. Das Schreiben schloß mit den Worten: „Ich hoffe, diesen Brief heut Abend auf die Post in Berlin zu geben.“ Wenigstens thaten *wir* es, nachdem wir an Herrn Capuzzo noch einige Worte hinzugefügt, *wie* wir den Schreiber des Briefs gefunden und daß wir ihm auf dem Felde wenigstens ein Grab haben graben lassen. Ob die Brieftasche — auch eine Locke lag darin — an ihre Adresse gekommen, haben wir nie erfahren!

Abends am 24. August — der auf diesen Tag fallende Stralauer Fischzug war schlecht besucht, da der größte Theil der berliner Bevölkerung auf das Schlachtfeld gewandert war — sang man im Theater die Siegescantate, die am vorigen Vormittag Gubitz gedichtet, Himmel am frühen Morgen des heutigen Tages in Musik gesetzt, Patschke schnell copirt und die Sänger und Sängerinnen stückweise, so wie die einzelnen Notenblätter aus der Abschrift kamen, probirt hatten. Mitten durch die erhebenden Töne schrillte mir das Gestöhne und Seufzen der Todwunden, die ich wenige Stunden vorher gesehen, vor den Ohren.

Das sind meines Vaters Erinnerungen, die ich aus des längst zur Heimath oben Eingegangenen Tagebuche an dem Tage niederschrieb, an dem wir vierzig Jahre später auf dem Schlachtfelde die Wiederkehr des Preußischen Siegestages feierten und Derer gedachten, die „mit Gott für König und Vaterland“ in die Schlacht gegangen und dort einen schönen Tod gestorben.

Berliner Originale aus früherer Zeit.

Die Zeit und das immer mehr steigende Meer der hauptstädtischen Bevölkerung hat in Berlin so manche Erscheinung überfluthet, auch unsere Originale. Noch vor zwanzig, dreißig Jahren ragten sie in unserem hauptstädtischen Leben sehr bemerkbar hervor. Jetzt sind die von damals vom Schauplatze abgetreten und an neuen Originalen scheint die Gegenwart nicht fruchtbar zu sein. Wenn wir die Leser zwei bis drei Decennien zurückblicken lassen, dürfte unseren älteren Gönnern manche bekannte Gestalt wieder emporsteigen, die man damals als unzertrennlich von dem Berliner Leben und Treiben zu betrachten gewohnt war. — Beginnen wir mit dem „Obristlieutenant v. Tr — w“, dem Berliner „Ueberall und Nirgend“, wie er, in grünlich-grauen Pantalons und blauem, mit einer Menge Ordenszeichen geschmückten Frack, am Tage Neuigkeiten sammelnd, bald in den Straßen der Friedrichsstadt, gleich darauf in fast unbegreiflicher Geschwindigkeit wieder auf dem Alexanderplatz, Abends aber als stereotyper Habitué des königlichen Schauspielhauses in seiner linken Eckloge des zweiten Ranges auftauchte und in den Zwischenacten im Parquet und Parterre erschien, um mit den feststehenden Eingangs-

worten: „Wissen Sie schon —?“ seine täglichen Novitäten der Chronique scandaleuse zum Besten zu geben. Es war etwas Großartiges um die Lokalkenntniß des beweglichen Mannes, d. h. soweit sie den Polizeibezirk Berlin betraf. Bis Potsdam ragte sie schon nicht hinüber. War es doch allbekannt, daß einst auf dem „Brühl'schen Balle“ eine hohe Person sich nach einem anwesenden Fremden bei Herrn v. Tr. erkundigte und als dieser bemerkte: „Ich glaube, es ist ein Potsdamer“, der hohe Herr scherzend erwiderte: „Aus Potsdam nicht! In Potsdam bin ich Tr.!“ — Auch die erwähnten „grünlich-grauen“ Pantalons waren gewissermaßen zu einem Berliner Wahrzeichen geworden und es ist keine Erfindung, wenn wir dabei erwähnen, wie unser Hochseelige Königliche Herr, als ihn Jemand aus Seiner Umgebung fragte, in welcher Farbe Er während Seiner Anwesenheit in Töplitz Sein Palais in Berlin abgeputzt zu sehen wünsche, in gewohnter lakonischer Kürze antwortete: „Wie Treskow's Hosen.“ — Der „Obristlieutenant“ hat sein weißes Haupt und seine, selbst im Alter noch jugendlich gewandten Glieder längst zur Ruhe gelegt und ist „ein stiller Mann“ geworden, was er im Leben nicht war.

Auch „Billy, der Mensch“ wandert nicht mehr im blauen Frack mit gelben Knöpfen, schwarzer Militaircravatte und hohen steifen Stiefeln, an welchen ein paar große silberne Anschnallsporen blitzten, die Linden hinab bis zum Brandenburger Thore, wo er plötzlich und mit militairischem Takt Halt machte und zu der Victoria ärgerlich hinauf murmelte: „Wie es doch vom Kriegsminister sehr undankbar sei, ihn, der die Schlacht bei Ligny entschieden, noch immer als Hauptmann und nicht

als Obrist herumgehen zu lassen.“ In lebhafter Erinnerung steht der seltsame „Märtyrer der Undankbarkeit des Kriegsministers“ — wie er sich selbst gern nannte — vor uns, mit den Augen von der Farbe eines „in Milch gekochten Vergißmeinnichts“, mit der aristokratischen Nase, dem stark hervortretenden runden Kinne und der keineswegs militairischen bartlosen Oberlippe. So wenig an dieser Stelle eine Haarkultur sichtbar, um so mehr gewahrte man eine sorgsame Behandlung derselben auf dem Haupte. Blonde Haare waren zur Seite beider Schläfen glatt angebürstet, während sie sich am Hinterkopfe nach Art der früheren russischen Garden aufwärts sträubten. Diese Art, das Haar zu tragen, nannte man vor dem Jahre 1820 „eine russische Tolle“, wohlbeliebt beim ergrauten Feldherrn bis zum kleinen Cadetten hinab. — Dreierlei Pantalons waren es, die als Wahrzeichen dieses Originals abwechselnd oben aus der Weste hervorkamen und sich in die blankgewichsten steifen Stiefel verloren: gelbe Nankinghosen, wenn sommerliche Gluth in Berlin herrschte, — schwarze für den Winter, die aber auch im Sommer an gewissen Tagen erschienen, woraus man dann entnehmen konnte, daß der Träger an diesem Tage eine düstere Erinnerung begehe — und dann Hosen von weißem Casimir, die als Ausdruck reinster Freude für die Tage galten, an welchen im Befreiungskriege irgend eine siegreiche Schlacht geschlagen, in welcher „Billy, der Mensch“ als Artillerie-Officier mitgekämpft. Obschon seine Vermögens-Verhältnisse nicht die glänzendsten waren — und dennoch hatte er, so weit ging der Groll gegen den „Kriegsminister, der ihn zurückgesetzt“, eine Pension zurückgewiesen — unterließ unser Original nie an Tagen,

wo die weißen Inexpressibles paradirten, diese — nämlich die Tage, nicht die Unaussprechlichen — in stiller Fröhlichkeit bei Jagor — dem Alpha und Omega aller damaligen Gourmands — zu begehen. Dann aß und trank er das Beste, saß dabei aber ganz allein an einem kleinen Tische, wo er laut für sich die üblichen patriotischen Toaste ausbrachte und den anderen Tag den Wenigen, die sich überhaupt eines Zweigesprächs mit dem seltsamen Manne rühmen konnten, versicherte, daß er sich „hoch, höchst" amüsirt habe. Dies „hoch, höchst" waren nämlich die originellen stereotypen Steigerungsgrade der Rede des Originellen. Wie „Billy, der Mensch" gestorben, wissen wir nicht. Es mögen ungefähr 15 Jahre her sein, daß er nicht mehr gesehen ward. Ihm sei die Erde leicht — „hoch, höchst", damit er eine mühelose Auferstehung habe!

So wie der Haupttummelplatz dieses Originals unsere Linden, so konnte man dort alltäglich zwischen 12 und 2 Uhr eine andere zweibeinige Curiosität erblicken, einen Mann, den eigentlich Niemand kannte, der aber der Gegenstand vielfacher Besprechungen und abenteuerlicher Muthmaßungen war. Man hatte die sonderbare Gestalt mit Niemandem sprechen gesehen, obgleich er an öffentlichen Orten — so z. B. in den damals (wir sprechen von den Jahren 1824—28) viel besuchten Zelten und im Schulgarten — sich unter das Gewühl mischte, dabei aber immer in einer Art von Abgeschlossenheit sich hielt. Diesen Sonderling nannten die Berliner „den Lindenläufer" oder „die Demoiselle Fischer", ja es existirte damals eine auf ihn im Volkstone gedichtete Romanze, aus der man herauslesen konnte, als sei die

2*

„Demoiselle Fischer“ ein moderner „Chevalier d'Eon“, ungewiß, ob er als Mann oder Frau zu betrachten. Unser verstorbener Chamisso beharrte sogar fest bei dem Glauben, daß „Demoiselle Fischer“ eine „verkleidete Fee“ sei, worüber man aber keine Aufklärung erhalten. Zum Nutz und Frommen unserer älteren Leser fügen wir über den „Lindenläufer“ noch folgende Specialitäten hinzu. Wie gesagt, war er jeden Mittag unter den Linden zu sehen, die er drei- bis viermal mit eiligem Schritte nicht durchging, sondern durchtrippelte, dabei mit den dünnen langen Armen lebhaft gesticulirte und die schmalen Lippen in unhörbarem Selbstgespräch bewegte. Sommer und Winter gleich gekleidet, umhüllte seinen dünnen Leib ein langer, sehr sauberer olivengrüner Oberrock, den er so weit zugeknöpft hatte, daß eine schwarze Weste mehr zu ahnen, als zu sehen war, seine feinen hellgrünen Beinkleider fielen in faltiger Länge auf blanke Stiefeln hinab. Der große Hut mit gewaltiger Krempe und einem breiten, von einer Messingschnalle zusammengehaltenen Sammtbande beschattete das kleine Haupt, von dem die dünnen braunen Haare glatt in die Stirn gekämmt waren. Das Gesicht war roth-bläulich, weshalb „Demoiselle Fischer“ selbst im heißesten Sommer so aussah, als ob sie fröre. Das um den dünnen Hals geschlungene schwarze Tuch war so fest zugezogen, daß man fast den Verdacht beabsichtigter Selbststrangulation fassen konnte. Auf den Händen prangten gelblederne Waschhandschuhe, die der Besitzer ab und zu mit großem Wohlgefallen betrachtete und dann rechts und links in die Menge der Promenirenden pfiffige Blicke sandte, als ob er ein Urtheil über seine Handbekleidung heraus-

fordere. Daß es in jenen Jahren wirklich eine solche Berliner Originalgestalt gab, werden mir meine Zeitgenossen bestätigen. Ob der olivenfarbige Oberrock aber wirklich weibliche Reize umhüllt, ob der Mann ein Narr war, dem es gelungen, uns „Berliner von damals“ zu mystificiren, können wir nicht verrathen. Nur einmal ist uns die vertrauliche Mittheilung — vielleicht aber auch eine Mystification — geworden, daß der „Lindenläufer“ ein Maler gewesen, der in seiner Jugend in Rom sich in eine junge Engländerin verliebt und um dieser, die von seiner Liebe nichts ahnte, immer nahe zu sein, sich in die Familie der Engländerin als deutsche Bonne unter dem Namen „Demoiselle Fischer“ eingeschmuggelt habe. Das Geheimniß ist mit dem Original wohl zu Grabe gegangen, denn daß der Sonderling auch bereits den letzten Schlaf schläft, setzen wir voraus, da wir seit 25 Jahren nicht mehr die Ehre gehabt, „Demoiselle Fischer“ unter den Linden zu begegnen.

Noch eine Berliner Gestalt, mehr als die vorigen hineinragend in die neueste Zeit, werde von uns begrüßt. Schnellfüßigen Schrittes eilt ein kleiner Mann durch die Straßen der Residenz, hauptsächlich durch die der Friedrichsstadt, wo die höhere Gesellschaft sich angesiedelt. Er grüßt rechts und links mit ehrerbietiger Verbeugung und zierlichem Schwenken des grauen Huts, den er nicht zu ziehen braucht, weil er ihn unter dem linken Arm trägt, die Vorübergehenden und Fahrenden, namentlich vornehmere Personen und empfängt lächelnden Gegengruß. Wer dem kleinen Manne auf seinem Gange folgt, wird vorzugsweise die consequente Einwärtsstellung der beschuhten Füße bewundern, bei der, ganz allen Regeln des

Lauchery'schen Tanzunterrichts entgegen, die beiden großen Zehen auf jedem Schritte eine nähere Berührung herbeiführen zu wollen scheinen. Am Schauspielhause, rückwärts in der Charlottenstraße, wo der Eintritt für die auf der Bühne beschäftigten Künstler sich befindet, macht unser Original Halt und tritt unter jene jüngere Männerschaar, die in den Vormittagsstunden sich dort zu versammeln pflegt, bevor die Glocke des Inspicienten sie zur Probe ruft. Hier haben wir nun, während der kleine Mann vorläufig einen festen Standpunkt genommen, Gelegenheit, ihn zur Beachtung für unsere Leser schnell mit der Feder zu conterfeien. Am treffendsten geschieht dies von der Rückseite, wie dies auch schon unser berühmter Maler Herr Krüger richtig erkannt, als er, auf ausdrückliches Verlangen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, unser Original auf dem großen Bilde einer Preußischen Parade, das jetzt den Pallast der Eremitage in Petersburg schmückt, unter die gemalten Zuschauer stellte und zwar mit der Kehrseite nach dem Beschauer des Bildes gerichtet. Ein grauer, kurz- und breitschößiger Frack umsäuselt nachlässig die kleine, nicht magere Gestalt, graue Pantalons fallen in weiter Bauschung auf die blanken Schuhe hinab; auch die Weste trägt diese Farbe; der Hut, der weder bei Sonnenschein noch Regen das mit spärlichen graublonden Haaren bedeckte Haupt berührt, sondern perpetuirlich unter dem linken Arme getragen wird, ist ebenfalls grau. In der rechten Hand krümmt sich, zärtlich gequetscht, ein lederner graugelber Puderbeutel. Aus den weiten Seitentaschen des Fracks schaut das Stahlgrau verschiedener Haar-Brennzangen hervor, zwischen welchen ein gelber Frisirkamm Platz genommen.

So von hinten gleicht die ganze Figur einer zu menschlicher Form comprimirten, grauschattirten Puderwolke. Von vorne schauen wir aber in ein freundliches, rothgesundes, altes Antlitz, dessen Züge in angenehmer Mischung Gutmüthigkeit und den Ausdruck einer gewissen lebensklugen Pfiffigkeit tragen. Wenn wir nicht irren, trug das behagliche Original in den letzten Jahren seines Lebens auch einen Orden, auf die Achtung hindeutend, die sich das behende Männchen während eines langen Lebens — wir taxirten seine Jahreslast wohl auf 80 Frühlinge — erworben. Die Berliner, alt und jung, hatten nicht nöthig zu hören, daß der Graue funfzig Jahre und länger mit Prinzen und Prinzessinnen mittelst Kamm und Brenneisen in Berührung gekommen, daß er durch seine lockige Meisterperrücke den alten Iffland zum ruhmgekrönten Pygmalion — eine Lieblingsrolle des großen Künstlers, aber nicht des Publikums — gemacht, — daß er der Bethmann, der „schalkhaften Personage", oft „den Kopf zurechtgesetzt", — daß er der gewesen, der der Crelinger, oder wie er sie traditionell noch immer zu nennen pflegte, der „Mamsell Düringer" den „ersten Zopf gemacht", den sie bei ihrem Debüt als Margaretha in den „Hagestolzen" getragen, — er brauchte nicht zu sagen, daß die „erste Kopfbildung" — und im Haupte ruht bekanntlich Verstand und Talent — unserer größten dramatischen Künstler sein Werk gewesen, um zu wissen, daß das graue Männlein, von dem wir hier reden: der königliche Hof- und Hoftheater-Friseur Warnicke war. Wir sagen „war", denn auch Er ist bereits ad inferos gegangen und wenn er drüben mit Iffland, Unzelmann, Devrient, Wolff, mit der Bethmann und andern „Collegen"

zusammengekommen, so wird er ihnen vermuthlich viel erzählt haben, daß auf dem Gensdarmenmarkt und auf dem Opernhausplatz vieles anders geworden, als es einst war.

Wir schauen nur noch rasch umher, ob wir denn gar kein Original der Gegenwart mehr erblicken und freuen uns, doch noch eine Ausbeute zu finden. An den verschiedenen Ecken der Straßen der Friedrichsstadt werden wir abwechselnd heute oder morgen einen schwarzköpfigen Mann gewahr, regungslos an die Mauer gelehnt, ein Körbchen vor sich haltend, aus dem „Neue schöne Lieder, gedruckt in diesem Jahr" die Vorübergehenden zum Kauf, größtentheils aber ohne Erfolg, anlocken. Und wenn der Abend niederdunkelt, ergreift der Mann einen langen neben ihm stehenden Stock und tappt mit diesem die Häuser entlang. Unterbricht seinen vorsichtigen Gang eine durchkreuzende Straße, so lauscht er auf das Wagengerassel und wenn dies schweigt, sucht er die nächste Ecke zu erlangen. Endlich verschwindet er in einem Hause der Wilhelmsstraße und taucht am nächsten Morgen wieder, an irgend ein Haus gelehnt, auf. Das ist der blinde alte „Hanne"; wie er Berlin, ist ihm Berlin so bekannt, daß seine Blindheit nur einen schlichten Stab zum Führer braucht. Und „Hanne" ist das letzte Berliner Original!

Der rothe Wagen.

(Eine Berliner Erinnerung.)

Wir glauben kaum, daß es gegenwärtig in Berlin einen rothen Wagen giebt. Unsre jetzigen Fahrmaschinen haben eine dunkle Lackirung, in welcher der Ernst der Zeit sich abspiegelt. Roth ist die Farbe der Freude, die nicht mehr recht Wurzel fassen will und bei Licht besehen, in Berlin eigentlich nur noch als Treibhaus-Pflanze fortkommt. Vor fünf und zwanzig Jahren war sie hier noch ein kräftiges Gewächs. Ein paar Jahre später begann man den Salat des politischen Amüsements zu pflanzen, deren Samen uns 1830 aus Paris zugekommen war. Und dieser Salat wucherte so üppig fort, wurde so lange heißhungrig verschlungen, bis man sich Anno 1848 daran den Magen verdarb. Zur alten gesunden Hausmanns-kost harmloser Vergnügungen zurückzukehren, bemüht man sich wohl, — es geht aber damit nur langsam vorwärts. Im Jahre 1826 griff man lustiger zu, kümmerte sich wenig darum, ob sich die Völker da hinten in der Türkei schlugen oder Noten wechselten. Man interessirte sich wohl für Noten, aber sie mußten gesungen sein! Der jetzige Enthusiasmus für Sennora Pepita ist ein Kinderspiel gegen das,

was wir damals in diesem Fache der „schönen Henriette" gegenüber leisteten. Die Chronik jener Zeit ist reich an rührenden und eclatanten Zügen eines Kunstgeschmacks, der sich durch alle Volksklassen Berlins verbreitet hatte. Wir gehörten nicht mehr dem kalten Norden an, wir waren Südländer geworden, unsere Eckensteher fanatische Lazaroni.

Der Genz'sche rothe Wagen war das Futteral für das klingende und singende Memnonsbild, das solche Wunder auf uns übte. Die damalige Parole für alle Tage war „Sonntag". Jener rothe Wagen genoß das Glück, von der Quintessenz aller Nachtigallen gnädigst zur Leibcarosse ernannt zu werden und geraume Zeit dies angenehme Ehren-Amt zu verwalten, so daß er dadurch eine Celebrität bei den Berlinern erlangte, welche vielleicht noch niemals einem Wagen zu Theil geworden. — Rief Einer auf der Straße: „Der rothe Wagen kommt!" so wurden plötzlich alle Hälse länger, alle Brillen abgewischt, alle Lorgnetten flogen zum Auge — die moderne Einklemmung war damals noch nicht erfunden — die „alte Garde" nahm den letzten Athem zusammen, um wenigstens einen Moment wieder jung und kraftvoll zu erscheinen. Die „junge Garde" fuhr mit der Hand durch die gekräuselte Haartolle und zupfte die spitzen Vatermörder um einen halben Zoll weiter aus der steifen Cravatte. Nante richtete sich an der Ecke höher empor und schüttelte sich gewaltsam aus seinem perpetuirlichen Branntweintaumel auf, der Holzhauer, der, damals noch polizeilich ungestört, sein Atelier auf der Straße eingerichtet, ließ einen Augenblick Axt und Säge ruhen, um einen schwärmerischen Blick in den Wagen werfen zu können. Alle Fenster und Thüren flogen wie

durch einen Zauberschlag auf, und überall fuhren menschliche Gesichter heraus, um sich im Anblick der Holden zu sonnen. Die Ellen in den Modeläden wurden länger, die Pfunde in den Butterkellern schwerer, die Maaße der Höckerinnen in den Buden weiter für Alle, die da kauften in dem glücklichen Moment. Denn welcher Händler hätte Sie, die Himmlische sehen und in solchem Augenblicke noch an irdischen Vortheil denken können?! Die Vorfahren unserer Constabler, damals Gensdarmen genannt, hoben die Säbel unter den Arm, damit ihr Klirren Sie nicht erschrecken sollte und manches uniformirte pommersche jugendliche Blut, das so eben als Schildwache „fleißig war", senkte betrübt den Blick, weil es so gern das Gewehr präsentirt hätte und doch nicht durfte. Hätte es damals schon Daguerreotypisten und Photographen gegeben, wir glauben, die Herren wären mit ihrem Apparat neben dem rothen Wagen hergelaufen, um Ihr Bild zu stehlen.

Aber auch den Aberglauben, wenigstens einen unschädlichen, förderte der rothe Wagen. Manche andere Priesterin, oder auch nur Novize der Kunst glaubte steif und fest, daß der Zauber in dem rothen Wagen liege und über Jede sich verbreiten müsse, die darin fahren würde. Diese abergläubische Probe wurde so oft und so auffallend gemacht, daß die Oberpriesterin der Kunst den Rothen zu verabschieden für gut fand, während der Besitzer, Herr Gentz — nicht der in Wien verstorbene berühmte, auch für Sängerinnen schwärmende Politiker, sondern unser solider Fuhrherr gleichen Namens, Unter den Linden 64 — einen zweiten Wagen von gleicher Taille und gleichem rothen Teint anschaffen mußte, um allen

weiblichen Nachfragen stets bereitwillig zu Gebot stehen zu können. Bei der Dämmerung und beim täuschenden Licht der Laternen bildete Mancher sich noch ein, Henriette, die schöne Zauberin in dem Wagen gesehen zu haben, in dem sie doch nicht mehr saß. Andere Gestalten erblickte man in der rothen Carosse — und der Zauber derselben begann nun umgekehrt zu wirken. So wie man früher, als er noch der Günstling der reizenden Künstlerin gewesen und täglich ihre anmuthige Gestalt umfangen durfte, ihn beneidet hatte, so lachte man jetzt über den verabschiedeten rothen Glückspilz. Die Tage von Aranjuez waren für ihn vorbei. Der Fluch der Lächerlichkeit ruhte auf ihm, er verbarg sich trauernd in der Remise und ward nicht lange mehr gesehen.

Später, als die Nachtigall dem „Neste ihres Ruhms" Berlin, entflatterte und gen Paris gezogen war, sprach Herr Gentz zu dem Rothen: „Was stehst Du hier müßig, fauler Knecht? Hinaus mit Dir zur Arbeit!" Und der rothe Wagen rumpelte wieder durch Berlin's Straßen, um — Hebammen mit kleinen Kindlein zur Taufe zu schleppen! Bisweilen blieb, von seinem Anblick und früherer Erinnerung gefesselt, ein alter Enthusiast wohl einen Augenblick stehen, schaute ihm seufzend nach und wischte verstohlen mit dem seidnen Foulard eine Wehmuthsthräne aus dem Auge.

Lange, sehr lange haben wir den rothen Wagen nicht mehr gesehen. Ein dunkles Gerücht ging vor einiger Zeit durch die noch existirenden, aber schon ziemlich licht gewordenen Kreise alter „Sonntagskinder": Das rothe Kleid habe sich in ein schwarzes verwandelt und der ehemalige Triumphwagen schleiche jetzt als Trauer-

kutsche zum Hallischen und Oranienburger Thore hinaus, um todten Berlinern den letzten Ehrendienst zu erweisen. — Das wäre freilich ein seltsames „Loos des Schönen auf der Erde“. Bestimmte Kunde über den rothen Wagen — ob er bereits geendet, ob er noch als revenant die Stätte seines einstigen Ruhms durchpoltert — können wir nicht geben. Wenn man Herrn Gentz fragt, so ist ein Achselzucken, begleitet von einem mysteriesen Lächeln die Antwort, deren Deutung dem Fragenden überlassen bleibt.

Lorenz Kindlein, der arme Poet.

(Eine alte berliner Erinnerung.)

Es mag etwa im Jahre 1826 im Spätherbste gewesen sein, als mich, den perpetuirlichen Bewohner der Friedrichstadt, ein Geschäft in eine der Straßen jenseits des Alexanderplatzes führte. Eine Reise, auf der ich in der Restauration des ehemaligen Königsstädtischen Theaters Station machte, wo man sich's schon ein Stündchen gefallen lassen konnte, wenn der damals noch junge Fritz Beckmann dort die Schleusen seines Lokalwitzstroms aufzog, der wortkarge Schmelka ein paar geistreiche Worte dazwischen warf und der kleine Angely in seiner fortwährend ärgerlichen Laune gar so possirlich war. Es wurde schwer, sich aus dem interessanten Kreise loszureißen und so nun auch an jenem Tage; allein das Geschäft zwang mich dazu, fürbaß zu wandern.

Schon war ich in dem mir bezeichneten Hause zwei Treppen hoch gestiegen, ohne den zu finden, den ich suchte und etwas kurzathmend erklimmte ich die dritte. Auch hier war ich unrecht angekommen und wollte eben den Rückweg aus der Dach-Etage antreten, als ich an einer unangestrichenen, nur vom Alter braun polirten Thüre

mit eiserner Klinke einen Zettel angeklebt sah, auf dem der Name Lorenz Kindlein geschrieben stand. Einige Tage vorher hatte mich das treffliche Spiel des Meister Ludwig Devrient in dem kleinen Drama: „Der arme Poet“ bis zu Thränen gerührt und der Name, den auf der Bühne der unglückliche alte Versemacher trug und den ich hier wieder erblickte, mußte mich interessiren. Eine Frau, die sich auf dem Hausflure befand, antwortete auf Befragen, wer dieser Lorenz Kindlein sei? — „Das ist ein alter Mann, der Verse um's liebe Brot schreibt. Gehen Sie man dreist hinein!“

Ich klopfte an die Thür. Dem „Herein“ folgend, trat ich in das Stübchen und befand mich, seltsam genug, zu dem Manne versetzt, dessen Armuth Kotzebue in dem genannten Drama so wahr geschildert. An einem einfachen Tische, mit den nothwendigsten Schreibmaterialien, einem Glase Wasser und einem Stückchen Brod besetzt, saß ein kränklich aussehender alter Mann, im Antlitz der Ausdruck der bittersten Noth. Er rückte mir einen hölzernen Stuhl heran und fragte freundlich nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, daß mich der Name, den ich vor ein paar Tagen auf dem Theaterzettel und heute an seiner Thüre gelesen, herführe und erfuhr dann von dem gutmüthig lächelnden Alten, daß ich in ihm dieselbe Person sähe. Ich sprach meine Verwunderung aus, ihn hier in dieser Lage zu finden, weil ich vermuthete, daß seine zurückgekehrte Tochter ihm ein sorgenfreies Alter bereitet hätte. Wenigstens würde ich dies nach der Handlung des Kotzebue'schen Stücks geglaubt haben.

„Ja, mein lieber Herr; das ist es eben, was mir manchmal sehr traurige Stunden bereitet“, antwortete

mir der Alte, indem er sich die Augen wischte. „Hätte der selige Herr von Kotzebue geahnt, daß er mich durch sein Schauspiel so betrüben würde, er hätte es gewiß nicht geschrieben."

Ich gestand, daß mir das Ganze unerklärlich und bat, mir Näheres mitzutheilen. Das geschah dann mit folgenden Worten von ihm:

„Es mögen nun wohl schon an dreizehn Jahre her sein, — in der Kriegszeit Anno 13 war's — daß ich auch eines Tages einen so zufälligen Besuch erhielt, wie mir heute zu Theil wird. Es war der verstorbene Herr v. Kotzebue. Er plauderte allerlei mit mir und so erzählte ich ihm meine Lebensgeschichte, die Sie ja von der Bühne her kennen." — „Also wirkliche Wahrheit?" warf ich fragend dazwischen. — „Ja wohl, traurige Wirklichkeit!" fuhr der Alte fort. „Ich war in Surinam. Die Tochter meines Prinzipals, des reichen Herrn Brutendorf, bei dem ich als Schreiber diente, die schöne Hedwig, die mich sehr lieb gewonnen und einem ihr verhaßten Manne die Hand reichen sollte, verheirathete sich, um dem Elende zu entgehen, heimlich mit mir; allein ich habe hart dafür gebüßt, sehr hart! Noth und Sorgen und vor Allem ein krankes Gewissen, das mir nicht Ruhe gönnt, bis mich der Tod ins Land des Friedens geleiten wird! — Nach unserer Copulation entfloh ich mit meiner Hedwig aus ihres Vaters Hause und lebte mit ihr, die mir ein freundlicher Engel war, in tiefer Verborgenheit, bis unser Aufenthalt ausgespäht, ich ins Gefängniß gebracht und als ein Mädchenräuber behandelt wurde. Man hätte mich nach den dortigen strengen Gesetzen wohl hängen können und, verzeih's mir Gott! ich wünschte es, denn der Tod

dünkte mir eine große Wohlthat. Es kam aber nicht zum Sterben, wie mir überhaupt in der Welt wenig gelungen ist, denn in einer Nacht wurde ich abgeholt und auf ein segelfertiges Schiff gebracht. Man steckte mir ein Kästchen mit vielem Gelde und ein Zettelchen zu, auf dem die Worte standen: „Ich folge Dir, sobald ich kann!“ Es war von ihrer Hand, von meiner lieben Hedwig Hand! — Auf das Kästchen habe ich nicht recht Acht gegeben und es ist mir verschwunden — es hat's wohl ein böser Mensch gestohlen. Desto besser bewahre ich aber meinen größten Schatz, das Zettelchen. Es soll mich ins Grab begleiten, das, will's Gott, mich armen müden Pilger recht bald aufnimmt. Dann werde ich meiner guten Hedwig, die schon von dort oben auf mich niederschaut, freundlich entgegenrufen: „Ich bin Dir nun gefolgt, so schnell als es der liebe Herr Gott zuließ!“ — Ihre Gattin also todt?“ — fragte ich. — „Todt!“ seine Antwort. „Ein berühmter, gelehrter Herr, der sich längere Zeit in Surinam aufgehalten, sah sie in das Grab senken, erfuhr dabei unsere Geschichte, suchte mich bei seiner Rückkehr auf und brachte mir die Trauerbotschaft.“ Den feuchten Blick gen Himmel gewandt, schien der arme Alte ein kurzes Gebet zu sprechen. Ich störte ihn nicht. Nach einer Pause setzte er seine Erzählung fort:

„Sie wollen nun wissen, lieber Herr, wie es mir weiter gegangen? — Nachdem ich, wie Herr von Kotzebue mich erzählen läßt, die Aufseherstelle bei einem Leuchtthurm erhalten und durch Krankheit, während welcher ich meinem Posten nicht vorstehen konnte, wieder verloren hatte, nahm ich die paar ersparten Thälerchen und wanderte nach Berlin. Der Hunger machte mich zum Poeten. Ich machte

Verse auf Alles, was man bei mir bestellte: auf gestorbene Schooßhündchen und neugeborene Kinder, Hochzeitsgedichte und Grabschriften, Gratulationen und Condolationen und so habe ich mich denn bis jetzt durchgeholfen. Hab' ich kein Geld und Frau Susanne, meine Wirthin, will mir nicht mehr borgen, so hungere ich. Bis zum Verhungern aber hat es der liebe Gott, wie Sie sehen, noch nicht kommen lassen."

„Und Ihre Tochter", fragte ich, „ist also nicht hierher gekommen? Kotzebue hat ja in seinem Stücke die Freude der Vereinigung mit Ihrem Kinde so lebendig geschildert und es sollte nicht wahr sein?" —

„Das ist von Herrn v. Kotzebue", antwortete er, „nur eine dramatische Freiheit gewesen. Noch ist mein Kind nicht erschienen. Als das Stück hier zum Erstenmale gegeben wurde, habe ich mir's am Munde abgespart und bin in's Theater gegangen. Es war meine Geschichte, wie ich sie dem Herrn Staatsrath erzählt. Die Freude aber, seine Tochter wieder zu sehen, hat nur der Theater-Kindlein genossen, ich nicht. Das griff mich hart an. Die treffliche Darstellung machte mich zweifeln, ob ich mein Kind nicht wirklich wieder gefunden hätte und mein Kopf wurde von unerfüllter Freude etwas irre. Ich machte in meinen Gedichten Alles verkehrt und gab ein paar meiner vornehmen Kunden großes Aergerniß, so daß man mich für verrückt erklärte. Das mag auch wohl wahr gewesen sein; fühlte ich doch selbst, daß es in meinem Kopf nicht so recht richtig wäre. Daran hatte Niemand schuld, als der Herr v. Kotzebue, der mich ohne Ursache zu glücklich gemacht hatte. Ich wurde ins Irrenhaus gebracht." Ich glaubte einige Worte des Bedauerns aussprechenzu müssen,

allein der Alte fuhr mit trübem Lächeln fort: „Mein Aufenthalt im Irrenhause, lieber Herr, war gar nicht so unglücklich, wie man sich wohl vorstellt. Im Gegentheil! Rund um mich her sah ich glückliche Menschen, glücklich in ihrer Einbildung. Das kommt ja wohl auf Eins heraus und so wurde ich auch glücklich. Aber diese gute Zeit dauerte nicht lange. Nach einem halben Jahre wurde ich, wie die Aerzte sagten, geheilt entlassen. Ach, lieber Herr, die Wunde da im Herzen heilt bei mir nie, nur der Tod ist der Arzt, der mir helfen kann. So lebe ich denn seit der Zeit auf meine alte Weise fort. Ich dichte, copire, — kurz meine Feder thut Alles, was mir so viel einbringt, um mich kümmerlich zu nähren. Offen und ehrlich hab' ich Ihnen nun, mein fremder Herr, Alles erzählt. Steht Ihnen vielleicht etwas zu Diensten, so ist meine Feder und mein guter Wille bereit. Befehlen Sie nur!" —

Ich lehnte dies ab und verhehlte ihm nicht, daß mich seine Erzählung tief erschüttert, die mich schon da rührte, als ich sie nur für die Geburt eines Theaterdichters hielt. Ich gab dem armen alten Manne, der während seiner Mittheilung sehr bleich geworden und stark hustete, das Wenige, was ich von Geld bei mir hatte, versprach ihm aber, für seine Zukunft zu thun, was in meinen Kräften stehe. Des Alten Dank war einfach, aber tief gefühlt. Er wischte sich mit dem kleinen blauen leinenen Taschentüchelchen die matten Augen. „Gott segne Sie!" Mit diesen Worten begleitete mich der arme Mann bis zur Treppe.

Am Abend desselben Tages ging ich in das gastliche Weinhaus des Herrn Lutter am Gensd'armenmarkt. Im Hinterstübchen saßen die alten Bekannten, die, den Genuß des Lebens liebend, ein warmes Menschenherz in

der Brust trugen. Ludwig Devrient, der Unvergeßliche, den draußen vor dem Oranienburger Thor auf dem französischen Kirchhofe der grüne Hügel deckt, — Carl Blume, das Allerweltsgenie, der Schöpfer heiterer Klänge, der auch schon „ein stummer Mann“ geworden, ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er an jenem Abende, den Kopf zurückgelegt, in der Ecke saß und mit der einen Hand auf dem grünen Tisch trommelte — und neben ihm der junge, geistreiche „König aller Fröhlichkeit“ zu Berlin in den Jahren 1825—29, der schwarzlockige, feueraugige Doctor Rougemont mit der großen, runden Dose von Papier-maché, die er stets vollgefüllt All' und Jedem offerirte. Auch er ist schon todt und in Köln, seiner Heimat, bei den heiligen drei Königen begraben und seine Dose steht verwaist und leer in seines alten Vaters Hause am Rhein. Dies Trifolium und noch einige andere Genossen, von denen ich nicht weiß, ob sie noch auf diesem Erdenrund wandeln, sie saßen am dunkeln Novemberabend, als der Regen an die Fenster schlug, im behaglichen Zimmer und der Doctor Rougemont bot mir zum Willkommen die linke vom Herzen kommende Hand und seine rechte ein Glas Chateau Leonville, von dem Ludwig Devrient zu behaupten pflegte, daß nach zwei, von dieser Flüssigkeit genossenen Flaschen jeder Mensch gezwungen sei, sich so wahr zu geben, wie ihn der liebe Gott inwendig geschaffen. Und als ich Platz genommen, erzählte ich dem Freundeskreise meine Abenteuer von heute Vormittag. Wie ich vermuthete, nahm der von Gutmüthigkeit durch und durch erfüllte Meister Devrient das Wort und erbot sich zu einer monatlichen Spende für den unglücklichen Greis. Alle anderen folgten dem edeln Beispiel. Die wenigen

übrigen Lebenstage des armen Alten waren gesichert. Am Tage darauf saß Devrient mit mir in einer Droschke, die uns zu Kindleins Wohnung führte. Als wir die letzte Treppe erstiegen, schallte uns lautes Schluchzen entgegen. Es war Frau Susanne. Sie wieß uns, ohne zu reden, in das Stübchen des Dichters. — Er war nicht mehr! — Wie ein ruhiger Abend nach schwülem Gewittertage lag er vor uns auf seinem dürftigen Lager. In seinen gefalteten Händen befand sich der Zettel mit seiner Hedwig Worten: „Ich folge Dir, sobald ich kann!“ Heitere Ruhe hatte sich auf das gramdurchfurchte Antlitz gelagert, — ein Lächeln verkündete, daß er mit ihr vereint sei. Unserer irdischen Hülfe bedurfte er nicht mehr. Ihm war geholfen! Prunklos und still ließen wir ihn zur Erde bestatten. Alle, die am Abend vorher Antheil an dem Schicksal des Unglücklichen genommen, begleiteten ihn zur Ruhestätte.

Einige Worte Devrient's erhöhten das Rührende der Feier und ein schwarzes einfaches Kreuz mit Kindlein's Namen und den Worten: „Ich bin Dir gefolgt!“ bezeichnete die Stelle, wo er von den Beschwerden des Lebens ausruht. Zum Abende dieses seltsamen Begräbnißtages hatte sich Devrient von dem freundlichen Grafen Brühl, dem damaligen Intendanten, das Drama: „Der arme Poet“ zur Darstellung erbeten. Deutschlands Garrik hat den Lorenz Kindlein vielleicht nie so herzerschütternd gespielt, wie an jenem Abende. Manches Auge im Zuschauerraum glänzte von Thränen.

Ein paar Jahre später erzählte mir Devrient, daß er vom Wächter des Kirchhofs erfahren, wie eine junge Dame und ein Herr das Grab des Armen besucht und an dem Hügel im ernsten Sinnen lange gestanden hätten. Es soll

die Dame wirklich des Alten Tochter, der Herr ihr Gatte gewesen sein, die aus fernem Welttheil hergekommen, um den Vater dem Elende zu entreißen. Es war zu spät.

Vor einigen Tagen habe ich das Kreuz auf Kindleins Hügel wieder aufsuchen wollen. Es war verschwunden. Der Kirchhof hat seit 27 Jahren viel neue Bewohner erhalten und ein altes Grab zu finden, hält wohl schwer. Mögen diese Zeilen bei denen, die sich vielleicht noch jenes Vorfalls erinnern, des alten „armen Poeten" Gedächtniß auffrischen. —

Der Antiquar.

(Eine berliner Erinnerung aus den zwanziger Jahren.)

Bei der Erinnerungsjagd auf berliner Originale vergangener Zeit ist uns ein Wild aufgegangen, das nur noch in undeutlichen Umrissen uns vorschwebt. Wir wissen nicht mehr, war es die Jäger- oder Taubenstraße, in welcher sich ein Laden befand, der in gewisser Hinsicht auf den Titel eines Kunst-Antiquariums Anspruch machen konnte. Auch der Name des Besitzers ist uns nicht mehr erinnerlich und wo wir auch unsere Bekannte aus den Jahren 1825—29 gefragt, so hat uns doch Niemand denselben nennen können. Die Gestalt des Besitzers aber steht noch so deutlich vor uns, wie der Mann vor seiner Thüre, namentlich in den Mittagsstunden, wenn die Tanzproben im Saale des Schauspielhauses beendet waren und die damaligen Tänzerinnen unseres Theaters, die Lampery, die Lauchery, die Röhnisch, die anmuthige Hoguet, die graciöse Galster (jetzt Mad. Taglioni) u. s. w. ihren Heimweg antraten, wo unser „Antiquarius“ dann niemals verfehlte, den Sylphiden unserer Oper mit halb zugedrückten Augen ehrfurchtsvolle, doch mit sichtbarem Wohlgefallen gemischte Grüße darzubringen. Aeltere

Berliner haben uns gesagt, daß, wenn auch nicht des Namens, sie sich doch des Mannes selbst deutlich erinnern. Wir blasen den Staub eines Vierteljahrhunderts von dem verblichenen Bilde und präsentiren dasselbe unseren geneigten Lesern.

Die Gestalt des Mannes hatte etwas Weibliches. Wir führen die Skizze vom Scheitel bis zur Sohle aus und bemerken demzufolge, daß das Haupt von starken, zwischen blond und hellbraun schillernden Locken bedeckt war, die, an die „deutsche Jünglings-Mode" der Jahre 1817 bis 20 erinnernd, auf den breiten Rücken herabwallten. Unter diesem Lockenschmuck schaute ein apfelrundes, etwas fettes Antlitz hervor, auf welchem zwei vergißmeinnicht-blaue Aeuglein schwammen und unter dem zart geäderten Roth der glatten Wangen sich einige feine Pockennarben bemerkbar gemacht haben sollen, die man nur in unmittelbarster Nähe entdecken konnte, wozu wir keine Gelegenheit gehabt. Von einem Bart war nicht die Rede; die Stelle, wo derselbe hätte wuchern können, war so glatt, daß wir die Abwesenheit dieser Zierde einem Barbiermesser zuzuschreiben, uns nicht veranlaßt fühlen. Dieser Kopf saß auf einem kurzen, etwas speckigen, aber sehr zarten Halse, der nicht für die damals modernen hohen militairischen Halsbinden geschaffen war, sondern sich mit übergeschlagenem Hemdkragen, im Winter höchstens mit einem schalkhaft geschlungenen Tüchelchen begnügte. Auch eine Weste haben wir selten an diesem antiquarischen Körper bemerkt, sondern an deren Stelle nur ein zierlich gefälteltes, blendend weißes Hemde, das sich aus den Nankinghosen hervorhob und von einem nettgestickten Hosenträger geschmückt wurde. Wir sind

jetzt bis zur Taille des Mannes angekommen und erwähnen dabei, daß diese bedeutend höher lag, als bei anderen männlichen Körpern. Von den Schultern bis zu den Hüften betrug die Entfernung keine Tagereise, nur eine kurze Spanne lag dazwischen. Diese letzteren — die Hüften nämlich — waren breit, standen hoch und bildeten mit der kolossal fleischigen Hinterpartie des Körpers eine stattliche Copie der Venus Kalipygos. Hieran schlossen sich, wie dies die Nanking-Inexpressibles schelmisch verriethen, sehr runde Lenden, die in dünnen Waden, dann zuletzt in sehr kleine Füße ausliefen, welche in weißen Strümpfen und feinen Schuhen zu stecken pflegten. Die Hand glich in Zierlichkeit und Weiße der unseres Mimen Rott und wie dieser machte unser verschollener Antiquarius auch ungern ein Geheimniß aus seiner angenehmen Naturgabe und präsentirte sie, mit vielen Ringen besteckt, so oft wie möglich.

Bekannt war diese Figur in Berlin, namentlich aber auf der Friedrichstadt, in welcher er seinen geschäftlichen Wirkungskreis hatte. Sein Laden lag in einer der beiden bezeichneten Straßen zu ebener Erde. An den Fenstern waren gemalte und in Blei gefaßte mittelalterliche Glasscheiben befestigt und dahinter hing ein mixtum compositum von allerlei Gegenständen. An der Glasthüre aber stand unser namenloser Antiquarius in den kälteren Tagen mit einem gelben kurzen Ueberrock, an dem sich nach damaliger Mode ein kleines Mantelkrägelchen befand, bekleidet, einen weißen langhaarigen Filzhut auf dem Haupte, — im Sommer aber in violettem Leibrock aus dünnem Zeuge, mit einem Strohhute, — und lud Alle, welche

die Herrlichkeiten des Schaufensters gefesselt, mit zierlicher Handbewegung ein, „gefälligst näher treten zu wollen.“

Der geneigte Leser folgt mit uns vielleicht dieser Einladung und befindet sich nun unter seltsamen und wunderbaren Herrlichkeiten der Welt, die unser Antiquarius mit feiner, heiserer Stimme den Fremden zu erklären und anzupreisen sucht. Freieren Durchgangs wegen wird zuerst der gewöhnliche Sitz des Ladenbesitzers, seiner Breite wegen für die breiten fleischigen Sitztheile desselben vorzugsweise geeignet, bei Seite geschoben: es ist der Wochenstuhl, auf dem Maria Stuart von ihrem Sohne Jacob entbunden worden. Wir klirren an Rüstungen und Harnischen vorüber, in welchen — der Antiquarius versichert es uns „auf Ehre“ — Götz von Berlichingen, der falsche Waldemar und andere berühmte Helden der Vorzeit gesteckt haben. Der Roßschweif eines türkischen Pascha's streift unser Haupt, ein höchst merkwürdiges Stück, nicht nur deswegen, weil es der baiersche Kurfürst Max Emanuel bei Belgrad mit eigener Hand erobert, sondern weil der Roßschweif selbst einem der Pferde gehört hatte, um welche Hans Kohlhaas mit dem sächsischen Junker Zeschwitz den bekannten Krakehl angefangen. Damit wir uns von unserm Erstaunen erholen, bietet uns der Antiquarius eine Prise aus einer kleinen Porzellandose an, die der berühmten Pompadour gehört hat und ergreift dabei zugleich die Gelegenheit, den ersten tragbaren Namensvetter der Marquise in Form eines seidenen gestickten Sackes aus einer seiner vielen Schubfächer hervorzuziehen. Zugleich bittet er uns sehr höflich, von einem nebenstehenden Tische doch ja nicht „den gläsernen Pokal Karl des Großen, aus welchem dieser Abends ge-

wöhnlich sein Warmbier zu trinken pflegte", herabzustoßen, ein Glas, von dem die böse Welt behauptete, unser Antiquarius habe es in Prenzlau aus dem Nachlasse eines dortigen Bürgermeisters erstanden, dem es der Magistrat zur Feier seiner 25jährigen Amtsführung aus einer modernen Glaswaaren-Handlung in Berlin gekauft habe. Das Verzeichniß aller dieser Seltenheiten würde einen dicken Katalog füllen, zu dessen Anfertigung uns der Raum mangelt und wir verlassen mit vielen Bücklingen von dem Herrn Antiquarius bis vor die Thüre begleitet den Laden, nachdem wir nur noch mit bewunderndem Blicke die Zither betrachtet, auf welcher der Sänger David Rizzio der schottischen Königin Maria am Abend seiner Ermordung das Lied: „Hier ruhst du Carl, hier werd ich ruh'n" vorgesungen, dann die halb ausgerauchte Cigarre, von der Tilly seinen Kroaten das Feuer zum Brande Magdeburgs gegeben, — ferner ein Stückchen einer Manschette, die Napoleon an einem Nagel des Wagens zurückgelassen, aus welchem er in der Schlacht bei Waterloo sprang, um flüchtend sich auf's Pferd zu werfen und zuletzt noch den Antiquarius um den Ring beneidet haben, den er am vierten Finger der linken Hand trug, denselben, der in der Geschichte zwischen der Königin Elisabeth von England und dem Grafen Essex eine so bedeutsame Rolle gespielt. — Eine Lüge ist es, wenn üble Nachrede von unserm Antiquarius erzählte, er habe jene Leiter, auf welcher er in seinem Laden, merkwürdige Gegenstände herabzulangen, auf- und niederhüpfte, für diejenige ausgegeben, welche Jacob im Traume gesehen.

Wenn unser alter Bekannter keine Käufer oder Neugierige in seinem Laden hatte, saß er in seinem „Wochen-

stuhl" und betrachtete seine Schätze mit Andacht und dem Glauben, der ihm dadurch geworden, daß er jahrelang Andern diesen Glauben an die Echtheit seiner Kuriositäten einzupflanzen bemüht gewesen. Er wischte den Staub ab, putzte und polirte das unscheinbar Gewordene. Und wenn es zwei Uhr schlug, schloß er seinen Laden und ging in ein bescheidenes „Speisehaus", um seinem runden Bäuchlein die erforderliche Atzung angedeihen zu lassen.

Man glaube aber ja nicht, daß unser Antiquarius ein Narr war. Keineswegs. Wer das Glück hatte, mit ihm Sonntags Mittag bei Lutter und Wegner zusammenzutreffen — und dort fand man ihn um diese Stunde an jedem Festtage — konnte ihn als einen gutmüthigen, gefälligen, zuvorkommenden Mann kennen lernen, außerdem aber als einen gründlichen Kenner der Antike. Wir haben ihn einst in einem Gespräch mit dem trefflichen Fouqué belauscht, in welchem er eine staunenswerthe Kenntniß der nordischen Alterthümer entwickelte. Mitten in solchen ernst-gelehrten Unterhaltungen schlug ihm aber dann wieder der Schalk in den feisten Nacken und ließ ihn allerlei Lächerlichkeiten und auf sein Geschäft bezügliche Münchhausiaden hervorsprudeln, die Denjenigen, der ihn zum Erstenmale sah und hörte, irre machen mußten. So steht uns lebhaft eine Scene aus jenem altberühmten Weinlokale in der Erinnerung. Unser Antiquarius hatte bereits ein Cottelet, ein Beafsteak und zwei Schoppen Graves vertilgt, wobei er von einem dicken Gutsbesitzer und dessen etwas stark angesäuselten Wirthschafts-Inspektor mit allerlei für ihn nicht interessanten Unterhaltungs-Bruchstücken incommodirt worden. Als er sah, daß er dem Paare doch nicht mehr entrinnen

könne, ging er auf die Unterhaltung ein und wußte davon in der Art zu profitiren, daß er mit dem größten Ernst dem dicken hinterpommerschen Landbebauer, dem vor den weinverglaseten Augen bereits Alles in Nebel verschwamm, ein viereckiges Stückchen schwarz gefärbtes Glas für ein „Bruchstück der letzten großen Mondfinsterniß“ um acht Groschen Courant verkaufte, die er noch an demselben Nachmittage in die Armenbüchse der böhmischen Kirche steckte — und dem Wirthschafts-Inspector einen mit Erde gefüllten Blumentopf vorsetzte und ihn veranlaßte, in denselben grünen geriebenen Käse zu säen und diese Saat mit Rothwein zu begießen, den bespitzelten Agronomen versichernd, daß die „grünen Käsepflanzen“ in Kurzem hervorsprießen würden. Während dieser über den neuen Zuwachs seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse noch nachdachte, bezahlte unser Antiquar seine Rechnung, verehrte dem aus Devrient's Leben wohlbekannten Oberkellner Carl als Trinkgeld ein Zweigroschenstück aus den Zeiten des Königs Friedrich I., „welches er selbst von Sr. Majestät erhalten habe, als er, wie Allerhöchstdieselben auf den Brühl'schen Ball gefahren, als kleiner Junge dem Monarchen den Kutschenschlag aufgemacht“, ergriff dann den Rohrstock, mit welchem Iffland, auf den Theaterproben Ruhe gebietend, oft auf den Boden gestampft und um welchen ihn der damalige junge Hofschauspieler Richter, (der ein zweiter Devrient geworden, wenn er nicht zu früh gestorben), ein berühmter Rohrstocksammler Berlins, oft beneidet hatte und verließ dann, den Hut etwas schräg auf die blonde Lockenfülle gedrückt, das gastliche Haus am Gensdarmenmarkt.

Ich hatte diese Skizze niedergeschrieben, den Antiquarius zu den Todten gezählt, als mir — es sind wenig Wochen her — etwas Seltsames begegnete, nämlich — der Antiquarius! An einem Mittage um die Ecke des Königlichen Schauspielhauses biegend, tritt mir ein Mann entgegen, in schwarzem kurzem Sammtüberrock mit Perlmutterknöpfen, unterm Arm ein kleines Bild ohne Rahmen tragend. Es ist der Antiquarius! Ein von mir befragter, eben vorübergehender Bekannter bekräftigt meine Vermuthung. Er ist es, aber nicht, wie er nach 25 Jahren sein müßte, sondern wie er vor 25 Jahren war. Fast glaubte ich, ein freundliches Geschick hätte mir ein Vierteljahrhundert subtrahirt, diese zwei Dutzend Jahre seien nur ein Traum gewesen und ich wieder jung. Ich zupfe mir ein paar Haare aus, — sie bleiben die „gräulichen" des hohen Vierzigers. Und er, der Antiquarius war geblieben, wie er war, die Zeit ist fast spurlos an seinem Aeußern vorübergegangen. Hat sich unter dem Krimskrams seines Ladens vielleicht die Phiole mit des Grafen St. Germain oder Cagliostro's Verjüngungstrank gefunden? ich weiß es nicht. Aber versichern kann ich, daß der Antiquarius noch lebt, noch in Berlin lebt und so aussieht, wie vor 25 Jahren, wo wir ihn für einen mittleren Vierziger hielten, während er behauptete, er sei ein angehender Dreißiger.

Vom verschollenen Schulgarten.

(Berliner Erinnerung aus den zwanziger Jahren.)

Als noch nicht Kroll erfunden und der Vergnügungssinn der Berliner noch ein bescheidener war, klang das Wort „Schulgarten", wie es sich auf Zetteln von bei weitem kleineren Umfange an den Straßenecken präsentirte, als gegenwärtig, eben so lockend, wie jetzt Bal mabile — Italienische Nacht u. dgl. m. Der Schulgarten war das Amüsements-Alpha und Omega der Berliner Mitteklasse — Schönheitsjäger der höhern Stände daneben stark vertreten. Schütteln wir 25 Jahre Vergangenheit von unsern Schultern und machen wir uns leichten Fußes dorthin auf den Weg, der bald zu erkennen war, wenn man nur mit der Menschenströmung schwamm, die in zwei Armen — durch das Potsdamer und das Brandenburger Thor — sich nach dem ersehnten Heiterkeits-Meere ergoß. Zum Hingange wählen wir die Leipziger Straße an einem schönen Sommer-Nachmittage, am besten an einem Sonntage.

Welch ein buntes Gewühl in der schönen breiten Straße! Unteroffiziere mit kurzgeschwänzter Uniform und dem mit weißen Fangschnüren drappirten Czacko — eben-

falls schon zu den entschwindenden Erinnerungen zählend — ihre Liebchen zärtlich am Arme führend, die ihren dienenden Stand noch nicht unter großen Cachemiren und reich garnirten Strohhüten verbargen, — Handwerksgesellen, à la Rösicke im „Fest der Handwerker“ costümirt, mit „Vatermörder, Schleife, Bolivar und Pfeife“, — Commis' aus dem Gewürzladen, kennbar an den rothen, dicken Händen ohne Handschuhe, — lustige Studenten in burschikoserer Tracht, als heute, die mit den Farben ihrer Landsmannschaften prangende Pfeifenquaste aus der Tasche des Flausches baumelnd, — an diesen flotten Burschen vorüberstreichend Grisetten, die damals noch den deutschen Namen „Schneidermamsells“ führten, in kurztailligen, knapp über die hübsche Wade reichenden, mit kalbskeulenförmigen Aermeln prangenden Kleidern, — in gemessenem Schritte das Heer der Geheim-Secretaire mit ihren Ehehälften am gekrümmten Arme, während in ihre Fußtapfen das neunzehnjährige Töchterlein im bescheidenen, aber nicht ohne anmuthigen Koketterie-Anflug aufgeputzten Kleidchen niedergeschlagenen Auges trippelt und dieses nur momentan aufschlägt, um sich den kecken Lieutenant zu betrachten, der dem hübschen Mädchen unter den vorjährigen Strohhut schaut. Als drittes Glied hinter diesem zweiten weiblichen der geheimsecretairlichen Marschcolonne trottelt in schiefgetretenen Stiefeln das „jüngste Kind der Laune“ des vielgeplagten Aktenmannes, in der linken eine in Papier gewickelte Butterstulle tragend, die zur Ersparung der Kosten im Schulgarten für den Magen des blondhaarigen, schafsmienigen Fritze bestimmt war, von welcher aber der gierige Jüngling, schon ehe das Thor erreicht ist, die gut gesalzene Butter — „4 Jroschen des Pfund“ — abgeleckt hat. —

Zwischen diesen verschiedenen Sorten „berliner Menschheit“ bewegt sich das elegante Völkchen der Auskultatoren und Referendarien, eine Jünglingsraçe, die vor 25—30 Jahren einen Hauptheil im berliner Gesellschaftsleben ausmachte und mit vieler Geschicklichkeit die Stufen desselben hinauf- und hinabzusteigen verstand, je nachdem oben die vierundzwanzigjährige Geheimräthin oder unten eines Schneiders oder Schusters Töchterlein größere Attractionskraft auf das vielfassende Herz eines solchen jugendlichen künftigen Justizministers ausübte. Im Jahre 1826 erkannte man sie vornehmlich an bunten seidenen Freischützwesten, ungeheuren steifen Vatermördern und an braunen, großköpfigen Fischbeinhüten, sowie an der ungenirten Art und Weise, mit der sie — auch auf unserem Gange durch die Leipzigerstraße bemerken wir dies — in die geöffneten Fenster des hohen Parterre's hineinstieren, an welchen hinter Hortensien und Balsaminen — Gummibäume und Epheu waren dazumal noch nicht Mode — zarte Banquiers- und Rentierstöchter zu sitzen pflegen. — Während dies Getreibe die Leipzigerstraße auf den Trottoirs — damals aus kleinen, stiefelfeindlichen und schusterfreundlichen Steinen bestehend — belebt, wackeln mitten in der Straße, gehüllt in Staub, mehrere noch in der Entwickelungsperiode begriffene Droschken, wiegen sich Herrschafts-Equipagen, gefüllt mit schönen und unschönen Exemplaren der zarteren Hälfte des menschlichen Geschlechts, galoppiren Sonntagsreiter mit bis zum Knie heraufgerutschten Hosen, die Fußspitzen ängstlich den verlorenen Bügel suchend, die Hand krampfhaft in die Mähne des geplagten Miethsgauls gekrallt, während dieser, besonnener als sein Ritter, der scharf dahertrabenden gelben

leipziger Eilpost ausweicht, aus deren Wagenfenster die gerötheten Gesichter rheinischer Weinreisender in das berliner Getümmel schauen. Auch die schöne Zeit der Eilposten ist verschwunden im Dampf der Locomotiven, — noch 100 Jahre und man wird in Curiositäten-Cabinetten vielleicht einen „vorweltlichen Postillon" im kolossalen Spiritusglase so bewundern, wie wir jetzt staunend im ägyptischen Museum vor den schwarzen Mumien stehen.

Wir sind langsam vorwärts gekommen, die Hitze hindert uns an schnellerem Laufe. Jetzt haben wir das Potsdamer Thor erreicht und hier theilt sich der Menschenstrom. Links nach den Gärten, aus denen jetzt das Geheimerathsviertel emporgewachsen, strömt die niedere Klasse, namentlich nach dem „blauen Himmel", dem Schauplatze von Blum's „Stündchen vor dem Potsdamer Thor", bevölkert von schmachtenden Buchbindersfrauen, stürmischen Thierarzneischülern, kolossalen Kindermädchen (à la Lina-Gern), verwegenen Unteroffizieren und bescheidenen Rekruten. — In die Potsdamerstraße hinein wogt es nach Schöneberg und Steglitz, — in die Bellevuestraße rollen die Equipagen der Reichen, zum Hofjäger vielleicht, „wenn dort am Sonntag die Gesellschaft nicht zu gemischt sein sollte!" — Wir aber, als mittelständischer Staatsbürger halten uns, wie es einem loyalen Unterthan zukommt, rechts und suchen, wohl bedenkend, daß der Mensch sein ganzes Leben lang lernen soll, den Schulgarten.

Von der jetzigen „Schulgartenstraße" und ihren stattlichen Häusern damals keine Spur! Ein ungepflasterter Sandweg, — ähnlich wie der, welcher sich jetzt noch links vom Potsdamer Thore die Mauer entlang hinzieht, —

rechts die Stadtmauer, die uns stets zu dem bescheidenen Wunsch begeistert, so viel Thaler zu besitzen, wie sie Ziegel, — links defekte Bretterzäune, hinter welchen hohe Pappeln, Linden, Kastanien und Eichen emporragen, zu den Privatgärten, den Pertinenzien der Bellevuestraßen-Häuser gehörend. Eine lockende Musik tönt uns entgegen; schweißtriefend von beschwerlicher Durchwatung des Sandweges, langen wir vor einer kleinen, nur noch schwach in rostigen Angeln hängenden Thüre eines Bretterzauns an. Ein winziger Tisch mit einem Vergnügungsopferteller darauf, daneben ein Mann mit verlangendem Kassirer-Antlitz. Herren zahlen zwei („jute") Groschen, Damen sind frei. Wir befinden uns im Schulgarten.

Dieser Schulgarten bestand aus einem ziemlich großen, mit hohen Bäumen bepflanzten Raum, an dessen Hinterseite nach der Mauer zu ein einfaches einstöckiges, oben mit vier oder fünf Dachstuben versehenes Häuschen, vor welchem ein bedeckter Kiosk für das Orchester stand, während nach vorne sich ein geräumiger, mit zahlreichen Obstbäumen, Lauben und Laubengängen ausgestatteter, sonst vernachlässigter Garten bis zur Bellevuestraße ausbreitete, wo ebenfalls ein Ein- oder Ausgang — je nachdem — sich befand. Wir finden dort ungefähr 1200 Menschen versammelt, — darunter vielleicht zwei Drittel weibliche Individuen — was ungefähr mit dem jetzigen Besuch von 3—4000 bei Kroll in gleichem Verhältnisse steht, wenn man bedenkt, daß damals Berlin etwa 230,000, jetzt 450,000 Einwohner zählt. Von einem trefflichen Musikchor — als solches galt damals vorzugsweise das der Garde-Artillerie — hören wir Melodieen

von Weber, Spohr, Boieldieu, Rossini, Spontini ausführen. An einer Unzahl von Tischen hat das Publikum Platz genommen, vorzugsweise bequeme Väter mit langer Pfeife, sorgsame Mütter und von diesen bewachte Töchter, beschäftigt mit dem Stricken von Strümpfen für große und kleine Füße. Auf dem Tische thront die unausweichliche „kühle Blonde" für „Vatern", der Kaffee für das zartere Geschlecht. Lieutenants in Civil-Maske, Referendarien, Studenten und privilegirte jugendliche Nichtsthuer, die Cigarre zwischen den Lippen, umschweben und umsäuseln den Damenflor. Der Abend sinkt nieder. Die Väter von verschiedenen Tischen rücken einander näher und entscheiden über das Schicksal der Türkei, die damals auch schon von den Russen bedroht wurde, — die Mütter nähern sich ebenfalls, kritisiren die Stich und die Wolff als Maria Stuart und Elisabeth, sind entzückt von Rebenstein als Hans Kohlhaas, fühlen sich von kunstsinnigem Schauder durchrieselt, wenn sie an Ludwig Devrient als Franz Moor denken und stimmen unisono ein unauslöschliches Gelächter an, als der „junge Gern", der gestern den Schelle gespielt hat, an ihrem Tische vorübergeht. — Und die blonden, braunen, schwarzen Töchter? Es ist „duster" geworden, wir sehen sie nicht. Da flammen an allen Bäumen bunte Lämpchen auf, keine Krollschen Gassterne, sondern bescheidene Oelfeuerchen, die namentlich in die dichten Laubengänge hinein nur ein ungewisses Licht verbreiten. Dort wandelt, männlich und weiblich, was sich lang gesucht, endlich gefunden, in traulicher Armverschlingung auf und nieder, er ihre Lippen mehr beachtend, als das verwechselte mir und mich, das echt berlinisch diesen in dem Strom der Rede ent-

strömt. Glühende Schwüre von ewiger Liebe fliegen hin- und herüber, wie glühende Johanniskäferchen. Und wenn der morgende helle Tag erscheint, ist die Gluth verschwunden, die der Schwüre und der Johanniskäfer. Unterdeß ist der Unterhaltungsstoff der Väter und Mütter versiegt; „Vater“ hat den letzten Kümmel auf die Weiße gesetzt und „Mutter“ nach genossener Cotelette sich der verschwundenen Tochter erinnert. Sie geht auf Entdeckungsreisen aus; — „Rieke!“ „Male!“ tönt es aus der Mutter Munde, bis sie endlich das vestalische Töchterchen findet „dort, wo man sich selbst vergißt“, aber nicht bei Fanchon, sondern bei einem Jünglinge, der sich beim Nahen der Alten entweder „verkrümelt“, oder muthig genug ist, der voraussichtlich-künftigen Schwiegermama Stand zu halten und die verehrte Familie nach Hause zu begleiten. Wohl Euch, ihr würdigen Väter und Mütter, wenn ein solcher eleganter Lilienknicker mit gelben Glacée-Handschuhen die schwieger-väter- und mütterlichen Hoffnungen zur Wahrheit zu machen ehrlich genug ist und nicht eine „Geschichte“ daraus wird, wie sie einer unserer Freunde, der damals auch ein habitué des Schulgartens war, auf seltsame Weise im Gespräch mit einem tauben Geheimsecretair erfahren haben will. Unser Freund sitzt nämlich eines Abends dort neben besagtem „Geheimen“, der, wie andere Gebrechliche eines Operngucker, sich einer großen Hörtrompete bediente, als eben Spontini's Ouvertüre zur „Agnes von Hohenstaufen“ vom Orchester herabbrauste und in demselben Augenblick ein damals bekannter, jetzt wie der Schulgarten verschollener Schneidermeister vorüberging. „Spontini ist ein tüchtiger Meister“, ruft unser Freund dem alten Secretair in die

Hörtrompete. — „Ja", erwiederte Jener, „aber theuer." — „Doch tragen seine Leistungen alle den Charakter großer Originalität an sich, nur arbeitet er etwas schwer", fährt unser Freund fort. — Darauf der Taube: „Ja wohl und alles zu eng, trotzdem er lauter französische Gesellen hat." — Der Freund schaut verdutzt den Alten an, von dem er wohl wußte, daß er taub, aber nicht, daß er verrückt sei, fragt aber weiter: „Wie gefällt Ihnen seine Agnes?" — Ist mit meiner Nichte Auguste eingesegnet," erwiederte der alte Herr. — „Eingesegnet? Hm! hm! — Sind Sie mit dem Sujet als dramatischem Stoffe zufrieden? — „Mauvais sujet" — antwortete der Taube — „kenne sie ganz genau." — „Aber was sagen Sie zu der Ausstattung?" — J, wird nicht weit her sein; wer die heirathet, kann sich schneiden." — „Die Agnes?" fragt unser Freund erstaunt. — „Nun ja, die mit dem Optikus-Sohn die Liebschaft hatte und jetzt, wie die böse Welt sagt, auf einige Zeit nach Luckenwalde verschwunden ist." — „Agnes von Hohenstaufen in Luckenwalde? Spontini's Agnes?" ruft der Freund erstaunt und erst dann geht ihm ein Licht auf, als der Herr Geheimsecretair ausführlicher sich über die Großvaterfreuden ausläßt, die des Schneidermeisters Loppihn Agnes ihrem Papa von Luckenwalde mitgebracht.

Ehe wir auf immer von dem Schulgarten Abschied nehmen, noch ein paar Worte über eine curiose Colonie, die sich dort im Sommer 1827 angesiedelt und von der einige Mitglieder vielleicht jetzt zu unsern Lesern gehören. Acht bis zehn junge Leute waren es, — Auskultatoren, Studenten, beginnende Musiker und dergleichen lustiges

Volk — die im vorhergegangenen Winter Theater, Brühl'sche Bälle, Maskeraden und andere Amüsements mehr gekostet, als der halbjährige Wechsel gestattete. Der Manichäer stürmische Schaar wurde unangenehm. Keine Ruh und Rast im stillen Zimmer. Man trat zu einem Rath zusammen und beschloß, den Sommer in abgeschiedener Gegend sich der Sparsamkeit und des Studiums zu befleißigen und so einzubringen, — an Geld und Gelehrsamkeit — was der Winter zu viel gekostet. Für ein Billiges wurden drei Dachstuben des Wirthshauses im Schulgarten gemiethet, mit dem Wirthe ein sehr wohlfeiler Mittagstisch kontrahirt. So entfloh man städtischer Verlockung, manichäerischem Drängen und zog hinaus in die „ländliche Stille" des Gastgartens. Es bildete sich — wußte die Jugend doch nicht, was sie Ausgelassenes anstellen sollte — dort ein „Staat im Staate," jedoch in unschuldigster Weise ohne hochverrätherische Nebenabsicht, ein lustiger Phantasiestaat: das „Reich des Uebermuths." Eine monarchische Spitze fehlte. Minister regierten. Ein junger Musiker — jetzt führt er ehrenvoll den Taktstock — übernahm das „Auswärtige", weil er mit Noten Bescheid wußte. An ihn gelangten die „Noten" der auswärtigen Schneider- und Schustermächte. Der musikalische Minister quittirte über den Empfang der Noten und tröstete die Gläubiger des Staates in zierlichen Briefen mit der Hoffnung, daß sie, wenn der Michaelis-Termin die Kassen der Staats-Angehörigen gefüllt, vielleicht auch in die angenehme Lage versetzt werden würden, über den Betrag der Noten quittiren zu können. — Ein Philosophie Studirender wurde Minister des Handels und zog in

Begleitung des einzigen stiefelwichsenden Burschen, im Solde der Colonisten, jeden Sonnabend und Mittwoch zum Gendarmenmarkt, um massenhafte Ankäufe von Brod, Butter und Käse für die Colonie zu machen. — Etwaige Streitigkeiten wurden von dem Justizminister, einem beredten Auskultator, der als jetziger Tribunalsrath a. D. sich an die Jugendschnurren erinnern mag, — wenn irgend möglich geschlichtet. Wenn nicht, fiel die Sache dem Kriegsminister anheim, einem bewährten „Paukanten", der ein Schlachtfeld in des Gartens entlegenen Gründen auswählte und alles Nothwendige zum Kampf arrangirte. „Und die Paukerei ging los!" Floß dabei ausnahmsweise Blut, war in der Person eines Mediciners das „Medicinal-Collegium" vertreten. Der wackere Doctor ist eher gestorben, als seine damaligen Patienten, — ein achtungswerther Fall im medicinischen Leben. Nicht allein Rappierwunden, auch andere Gebrechen heilte das Medicinal-Collegium des Uebermuths. Unser Finanzminister, der seine Sorgen in Burgunder zu ertränken pflegte, war von diesem Franzosen dafür mit einer rothen Nase belohnt, die den eitlen Jüngling fatal genirte. Vielfältige Mittel halfen nicht. Endlich wurde in geheimer Sitzung eine „Operation des Uebermuths" beschlossen. Der Patient mußte sich auf's Sopha legen; mit dem Stahl und Stein eines damaligen Feuerzeugs wurden Funken auf das glühende Gesichtsglied geschleudert, um in homöopatischer Weise Feuer mit Feuer zu vertreiben. Und wunderbar genug, die Nasenröthe verlor sich und machte einer zierlichen Naseweißheit Platz. Wir bemerken dabei, daß seit der Begründung der Colonie sämmtlicher Burgundergenuß aufgehört, der

Genuß der Blonden an dessen Stelle getreten war. Auch Leute mit publicistischer Begabung zählte die kleine Colonie und von diesen wurde eine zweimal in der Woche erscheinende „Uebermüthige Staatszeitung“ als Manuscript für Freunde herausgegeben, die in ausgelassener Weise die Verhältnisse dieses übermüthigen Colonie-Lebens und Treibens besprach. Wir zweifeln, daß die hiesige Bibliothek ein Exemplar jener Zeitung besitzen dürfte, haben aber noch vor Kurzem das treffliche Blatt auf dem Schreibtisch eines ci-devant Colonisten erblickt. Als im Herbste die Wechsel aus der Heimath einliefen, wurden die Verhältnisse des übermüthigen Staates auf befriedigende Weise geordnet und die Bürger der Colonie siedelten wieder nach Berlin über. Einige derselben haben wir noch in neuester Zeit bei Stehely gesehen, andere nicht mehr, weil sie ein für Lebende unzugängliches Logis bezogen haben — auf verschiedenen Kirchhöfen. Requiescant in pace! Es waren lustige Bursche. Sie sind verschollen — wie der Schulgarten.

Die Madame du Titre.

(Eine berliner Erinnerung.)

Es sind ungefähr fünf und zwanzig Jahre verflossen, als eine ältliche, aber elegante Dame, die gerade zur Zeit des Wollmarktes von einem jüngeren Herrn durch eine Straße Berlins geführt wurde, beim Anblick eines mit Wollsäcken hoch beladenen Frachtwagens an ihren Begleiter die Frage richtete: „Sagen Sie mir, Herr Schwiegersohn, was is des uf die Wagens?" — „Wolle, liebe Schwiegermama!" antwortete der Gefragte. Die Dame wiederholte jedoch befremdet, das Haupt schüttelnd, noch einigemal die Frage: was Wolle sei, war ihr unbekannt, — erst als ihr im reinsten berliner Deutsch das Wort „Wulle" genannt wurde, fand sie sich befriedigt und schalt den Schwiegersohn, daß er das Ding nicht gleich beim rechten Namen genannt. — Die alte Dame war Madame du Titre. In den Plaudereien älterer Berliner taucht ihr Name wohl noch bisweilen auf, aber immer dichter und dichter webt sich der Nebelschleier des Vergessenwerdens auch über dies eigenthümliche berliner Original, dessen Shakespear'scher Humor in vielen Anekdoten einst von Mund zu Munde ging. Lüften wir ein

wenig jenen Schleier und führen wir, wie schon früher, abermals eine ältere Celebrität in die Erinnerung zurück. — Madame du Titre gehörte durch Heirath mit einem reichen Geschäftsmanne der französischen Colonie an, — wir haben sie nur noch als Wittwe gekannt, — war aber der echte Typus einer berliner Bürgerin. Sie war eine sehr reiche Frau; die Verheirathung ihrer beiden, gleich ihr, hochgeachteten Töchter mit dem Baron G. und dem berühmten Banquier B. brachte sie in Verbindung mit der hohen Gesellschaft der Residenz; und selbst unser hochseliger Königlicher Herr war „ein guter Bekannter“ der alten Dame, in deren Charakter vorzugsweise ein echt preußischer Patriotismus und eine unbegrenzte Liebe und Verehrung zu unserm Königshause ausgeprägt war. Unser verewigter Monarch versäumte nicht, wenn sich eine Gelegenheit darbot, mit gewohnter Leutseligkeit der alten Dame Freundliches zu sagen und ihren, größtentheils sehr komischen Expectorationen ein geneigtes Ohr zu leihen. Madame du Titre besaß ein Landhaus in Charlottenburg. Wenn dort der hochselige Herr im Sommer residirte, machte er Morgens wohl bisweilen im schlichten Militairüberrock einen Gang durch die Straßen, sprach mit diesem und jenem der dortigen Bewohner, oft auch mit unserer Celebrität. Er fand sie an einem solchen Promenade-Morgen in der Garten-Anlage vor der Thüre ihres Hauses sitzend. Ein paar freundliche Worte des leutseligen Herrn öffneten die Schleusen der Beredsamkeit der alten Dame. „Haben Ihr Haus ausbauen lassen, Madame du Titre?“ so der König. „Propper, Majestätken!“ lautete die Antwort. Der hohe Herr lächelte über das sonderbare Diminutiv seines königlichen Titels

mit gewohnter Gutmüthigkeit. Madame du Titre bat sich die Ehre aus, dem Monarchen die neue Einrichtung des Landhauses zeigen zu dürfen. Sie wurde ihr gewährt und nun Gemach nach Gemach durchwandert, der weibliche Cicerone mit trefflicher Zungenfertigkeit alles erläuternd, der hohe Herr mit freundlicher Langmuth alles anhörend. Nur als die alte Dame auch das ultima Thule, das äußerste Geheimniß des Hauses erschließen wollte, wurde mit stärkerem Lachen dies verbeten. — Hier in Berlin versäumte Madame du Titre nie die Mittags-Promenade im Thiergarten, wo früher auf dem Wege zum Hofjäger von 12 bis 2 Uhr sich die elegante Welt, auch der König und die Mitglieder der königlichen Familie, zu zeigen pflegten. Erblickte aus ihrem Wagen die alte Dame den nahenden König, so erhielt der Kutscher einen derben Schlag von ihrer Hand auf die Schulter. Es war das Zeichen zum Stillhalten. Nun erhob sich Madame du Titre, das vom Sitzen etwas derangirte Kleid wurde in die gehörigen Falten gestrichen und durch einen zierlichen Knix, nach allen Regeln einer Menuetverbeugung der vorüberpassirende Monarch begrüßt. Der Gruß erhielt stets freundlichen Dank. Nur einmal — der König war in tiefem Sinnen vorübergeschritten — ward die Grüßende nicht bemerkt und der Königliche Gegengruß war ausgeblieben. Ein Donnerschlag für die würdige Patriotin, die weinend nach Hause kam. Von ihrem König nicht gegrüßt zu werden, so etwas war ihr noch nicht passirt. Abends erschien sie faudem „Brühlschen Balle“ im Concertsaale des Schauspielhauses — auch eine freundliche Erinnerung für unsere älteren Leser — niedergeschlagenen und trüben Blickes. Der König trat

in den Saal, im blauen Frack — wie wir in diesem Anzuge den Monarchen nur ausschließlich auf diesen Bällen zu sehen gewohnt waren; — er macht seinen Umgang, bleibt vor Madame du Titre stehen und beginnt eine freundliche Unterhaltung. Die sichtbare kummervolle Haltung der alten Dame fällt dem Könige auf, er forscht nach der Ursache und mit neu hervorbrechenden Thränen beklagt sich die Sorgenvolle nun, „daß Majestätken so stolz gegen sie geworden, ihr heute früh nicht einmal auf ihren Gruß gedankt hätten.“ Der hohe Herr lächelte und vermied später sorgfältig, seiner alten Freundin ähnlichen Kummer zu bereiten. Als der Monarch — es war auf demselben Balle — sich freundlich nach dem Schwiegersohne, dem schon genannten Banquier B. und der Tochter der alten Dame erkundigte, die sich damals auf einer Vergnügungsreise *in* Rom befanden, wußte Madame du Titre gar *nicht genug* zu rühmen, wie ihre Kinder, „die B.'s“ dort zuvorkommend aufgenommen würden: „Alle Dienstag und Freitag bei Papstens in Rom zum Thee und die Pabstin so freundlich zu meine Dochter, wie“ — mit einem bescheidenen Lächeln — „Majestätken zu mir.“

Wir haben schon bemerkt, daß Madame du Titre eine elegante alte Dame war, nur hielt der Geschmack mit der Eleganz nicht immer gleichen Schritt und Madame Loewen, die damals berühmteste Modistin unserer Residenz, mag manchmal mit großer Selbstüberwindung den seltsamen Anforderungen ihrer originellen Kundin nachgekommen sein. Eines Tages tritt diese in das Putzmacher-Atelier: „Ju'n Morgen, Madame Loewen, geben Sie mir 'mal einen neuen Sammethut!“ Madame Loewen fragt, ob Madame du Titre einen Hut nach der Façon wünsche,

wie ihre Tochter, die Baronin v. S. (damals das Muster solider Eleganz), oder einen solchen, wie die andere Tochter, Madame B. — eine Dame von gefälliger Anmuth — ihn gestern erhalten habe? — „Jeben Sie mir so eenen, wie meine Dochter S. hat.“ — Die Form schien zu mißfallen. Auch die andere Hutfaçon wurde gebracht. Madame du Titre wählte lange, bald gefiel ihr der rothe Hut der einen, bald der blaue der andern Tochter. Endlich löste die alte Dame den gordischen Knoten des Toiletten-Zweifels auf die geistreiche Weise, daß sie verlangte, Madame Loewen solle ihr in Form und Farbe einen Hut machen: „Hinten wie der von meine ältste Dochter und vorne wie meiner jüngsten ihrer.“ Und drei Tage darauf erschien dann wirklich Madame du Titre mit diesem halb roth, halb blauen Hut.

Neben der Eleganz hielt unsre originelle Berlinerin auch als vortreffliche Hausfrau auf das Solide. Eines Tages hatte sie ein Stück Leinwand auf wohlfeile Weise gekauft und stand am Fenster ihres Hauses in der Poststraße, eine Treppe hoch, um den Einkauf sorgsamen Auges zu prüfen. Da erblickt sie, unten auf der Straße vorübergehend, die Frau v. B., eine genaue Freundin ihrer Tochter, reißt den Fensterflügel auf und ruft hinab: „Liebste Frau v. B, ick bin heute sehre jlücklich jewesen, hab' een propres Stücksken Leinwand jekooft, — keene Baumwulle, purer Zwirn!“ Frau v. B. legt die Lorgnette an's Auge und blickt hinauf. „So können Sie's nicht recht betrachten“, ruft oben die alte Dame, „warten Sie mal!“ — Rrrrr — und Madame du Titre, das eine Ende der Leinewand festhaltend, läßt das andere ein Stockwerk hoch der etwas verlegenen Dame unten auf der Straße bis

vor die Füße rollen; das Heraufwickeln ging etwas langsamer und unter den Augen vieler sich sammelnden Zuschauer von Statten.

Im Theater fehlte Madame du Titre selten. Sie war eine ausbündige Verehrerin Ludwig Devrient's und sprach zu einem Verwandten, der ein intimer Freund des großen Mimen war, den Wunsch aus, diesen einmal bei sich zu sehen. Meister Ludwig war zu einem Besuch bei der alten, in ganz Berlin beliebten Dame bereit; er steckte sein Kinn in die weiße, dicke Cravatte, fuhr in ein schwarzes Gilet und dito Frack, dazu ein paar sehr schlottrig sitzende schwarze Pantalons, dann wurden die gichtischen Finger in sehr unbequeme Handschuhe gezwängt, der etwas abgetragene Hut ergriffen und so erschien er mit seinem Freunde vor Madame du Titre. Verlegen, wie der Künstler im gewöhnlichen Leben Damen gegenüber war, stammelte er eben den Anfang einer vorher entworfenen Begrüßungsrede her, als Madame du Titre dieselbe plötzlich mit der naiven Frage unterbrach: „Aber sagen Sie mir, Devrientchen, warum sind Se denn, wie Se noch kleen waren, Ihren Vater fortjelofen und unter die Lumpen-Komödianten jegangen?“ Das war ein Angriff auf die frühere Jugendgeschichte des Künstlers, der ihn denn doch etwas aus der Fassung brachte. Er gewann diese erst wieder, als er eine Stunde nach dem Besuche bei der alten Dame, seinen gewohnten Sitz im kleinen Eckzimmerchen bei Lutter und Wegner eingenommen und eine Flasche schweren Burgunder consumirt hatte.

Alle solche Derbheiten waren aber keineswegs die Wortfrüchte beabsichtigter Kränkung. Madame du Titre war die gutmüthigste Frau von der Welt, die Niemanden

etwas zu Leide, den Armen aber viel Gutes that. „Ekklig“ — wie wir in Berlin sagen — konnte sie nur dann werden, wenn Jemand sich über ihr „berlinisches Reden“ moquirte. Das hat einmal ihre Gesellschaftsdame, die, eine alternde Schöne, in ihrer steten Umgebung und welcher der berliner Jargon „ein Greuel“ war, fühlen müssen. Beide Damen promeniren an einem schönen Wintermittage unter den Linden. Während sie langsam durch das Gedränge auf dem Trottoir schreiten, erzählt Madame du Titre mit etwas für die Promenade zu lauter Stimme ihrer Begleiterin, wo sie im Laufe des Vormittags schon überall Visite gemacht: „Denken Se sich, Liebeken, von de B. bin ick zu de D. jelofen und von de D. bin ick zu de M. jelofen und denn bin ick wieder zu de F. jelofen und von die bin ick zu de K. jelofen und wie ick so jelofen bin —“ — „Aber Madame du Titre,“ flüsterte die Begleiterin, die eben von zwei Dandy's lorgnettirt wurde, „on dit gegangen, gegangen, nicht jelofen —“. Die alte Dame machte verwundert über diese Zurechtweisung Halt, ihr Antlitz röthete sich und nach kurzer Pause legt sie los: „Wat, gegangen, gegangen? Mamsellken, ick bin jelofen, jelofen und ick habe den reichen du Titre gekriegt — und Sie sind gegangen und gegangen und haben noch keinen nich gekriegt. Also is jelofen besser wie gegangen, merken Sie sich des!“ —

Nun ist sie todt, die gute Madame du Titre, schon seit länger als 20 Jahren, — aber vergessen in dem Angedenken der Berliner doch noch nicht. Wir haben, wenn wir uns in der letzten Zeit im Kreise von 40- bis 50jährigen Residenzlern befanden, bisweilen ihren Namen genannt und bei seiner Erwähnung sind uns von rechts

und links Geschichtchen von der alten Dame zugeflogen. Einige haben wir gebracht. — Das aber wollen wir noch erwähnen, daß E. T. A. Hoffmann, unser berliner Phantast, fest behauptete: „Madame du Titre sei die einzige Frau, welche die Berliner Mundart mit Grazie zu sprechen verstehe.“ Wenn Beide jenseits zusammengetroffen, möge sich die alte Dame bei dem Dichter dafür bedanken. Auch mit Ludwig Devrient wird sie sich dort wohl wegen ihrer naiven Frage ausgesöhnt haben.

Von den Leuten, die früher in Groß-Beeren gelebt.

Es war der 23. August 1853 und ich auf dem Schlachtfelde von Groß-Beeren, nach 25 Jahren wieder zum Erstenmale. — Damals noch ein junges Blut hatte ich einen nur um ein paar Jahre älteren Freund, ein lebenslustiges Kerlchen, gesegnet mit Geld und Gut, das letztere, weil er Besitzer des Gutes Groß-Beeren. Rudolph von Beyer hieß er, „Rupertus" nannte er sich als Schriftsteller, als welcher er später in Wien viel Leser erworben. Er war ein geborner Berliner und erhielt seine erste Erziehung auf der Ritter-Akademie zu Brandenburg. Aus jener Zeit entwarf Beyer eben kein vortheilhaftes Bild von sich, dem sechszehnjährigen Junker. „Ich war" — so schrieb er — „damals in der Classicität aller Lumperei ein Virtuos und hatte nicht viel mehr gelernt, als lesen und schreiben." Ein ganz anderer Mensch wurde er, wie er selbst gesteht, später als ihn seine Vormünder dem Institute des Erziehers Cauer in der Münzstraße zu Berlin übergaben, aus welchem freilich sehr tüchtige, als Staatsmänner, Gelehrte und Künstler berühmt gewordene Männer hervorgegangen sind. — Als ich Beyer im Jahre 1827

kennen lernte, war er, wie schon gesagt, Besitzer des historisch berühmten Groß-Beeren und nebenbei einer der ersten Elegants und Dandy's von Berlin, hauptsächlich Stammgast bei Lutter und Wegner, wo er, der geistvolle Roué, neben Ludwig Devrient und anderen damals ausgezeichneten künstlerischen und literarischen Größen die heitern Sitzungen in dem schon durch E. T. A. Hoffmann berühmt gewordenen kleinen Zimmer beleben half. Von all' den lustigen Mitgliedern jenes geistreichen Zirkels — wir erinnern unsere ältern, vielleicht auch in jenem Weinhause heimisch gewesenen Leser nur an die Namen Carl Blume, Fouqué, Rougemont, Simrock — sitzt gegenwärtig nur noch Einer dort, ein großer Mann mit rundem Bäuchlein, das kleine Kinn in die hohe weiße Kravatte versenkend, aber noch lebensfrisch durch die Brillengläser in die Welt schauend — es ist unser Künstler Stawinsky. Hier, dann bei Jagor (jetzt Mäder) und in den Theatern war Rudolph von Beyer damals ohne Zweifel heimischer, als auf seinem Gute. Nur in sommerlicher, für Berlin mehr oder weniger trister Zeit sah man ihn seltener in der Stadt und sein Anerbieten, ein paar Tage „draußen" zu „verkneipen", war mir damals stets willkommen. Beyer lebte auf seinem Rittersitze sehr comfortable, seine Gäste nach des Wirthes Willen auch. Es waren gar anmuthige Abende, die wir unter den hohen Rüstern des Gartens zubrachten. Türkische Pfeifen und kühlender Mosel waren unsere unzertrennlichen Gefährten; anderer Wein durfte während der Sommerzeit, der dort eingeführten Saisonregel gemäß, nicht getrunken werden. Ab und zu drängte sich aber doch auch eine Flasche Sect in

unsere Gesellschaft. Wenn der Herbst nahte, fehlten selten an einem Tage da draußen Berliner Offiziere. Auf dem weiten Blachfelde des Gutes hetzten wir Hasen, verschmähten dieselben auch nicht zu schießen, wenn wir deren etwelche im nahen Holze fanden, durch das der Lilobach fließt, das historisch berühmt gewordene Sumpfgewässer, seitdem in demselben am 23. August 1813 sehr viele Franzosen im Finstern hineingerathen und dort ihren Tod gefunden haben. Damals waren ungefähr vierzehn Jahre verflossen, seitdem die Schlacht siegreich geschlagen, welche Berlin von der Furcht vor sehr unwillkommener französischer Einquartirung befreite. Hatten doch die Sachsen, die mit den Franzosen uns gegenüber standen, am Tage der Schlacht 300 Bauerwagen von den Dörfern requirirt, „um darauf die Beute wegzufahren, die sie in dem zum Plündern preisgegebenen Berlin machen wollten!" Der Sachse denkt, Bülow aber lenkte und die Sachsen machten Rechtsumkehrt und haben Berlin seitdem nicht wieder gesehen. Das Alles und noch mehr solche Einzelnheiten erzählte mir damals der alte Allgrimm, ein seltsamer Kerl, der in den Grenzen des Gutes ein vagabondirendes Leben führte, im Sommer im Walde schlief, im Winter sich im Stroh der Scheunen ein Nachtlager suchte, für meinen bausüchtigen Freund Beyer Steine sprengte und von dem Ertrag des Lohns für diese Arbeit lebte. Auch die Gutsküche spendete dem gewissermaßen unheimlichen Kerl Zuschüsse an Fleisch und Brodbrocken, die von des reichen Herrn Tisch fielen und die Bauern verabreichten ihm ab und zu eine Schüssel Suppe oder Milch, um ihn sich nur zum Freunde zu erhalten, „denn der Allgrimm konnte das Feuer besprechen,

ließ Abends im Mondschein am Sumpf im Walde gelagert nach einer von ihm gepfiffenen wunderlich-lamentabeln Melodie Frösche und Molche um sich tanzen, erkundete mit einer geschälten Weidenruthe auf dem Schlachtfelde die Stellen, wo tief unter der Erde Gerippe der Gefallenen lagen oder sich Kanonen- und Kartätschenkugeln in den Sand gewühlt hatten und trug dann in dunkler Nacht die Menschenknochen auf den Kirchhof, wo er sie verscharrte und die Kugeln zu Herrn von Beyer, der sie ihm als altes Eisen abkaufte".

Seitdem hat sich in Groß-Beeren Vieles verändert und mein Freund Brausekopf ist post varias causas verdorben und endlich auch gestorben. Bis er zu dieser letzten Arbeit des Lebens gelangt, hat er noch bunte Schicksale gehabt, die ich hier kurz wiedergebe.

Als er nämlich noch auf Groß-Beeren saß, gedachten die Verwandten ihn durch eine Heirath „vernünftig" zu machen, was aber auch nicht gelang. Wenn ich nicht irre, wurde die Ehe durch Scheidung getrennt. Bald darauf verschwand der lustige Elegant aus Berlin. Mehrere Jahre später traf ich ihn in Wien, in dem berühmten Gasthofe „zum goldnen Lamm." Die alte Bekanntschaft wurde erneuert. Beyer war in österreichische Militairdienste getreten und hatte als Kürassieroffizier ein paar Jahre lang auf einem fernen ungarischen Dorfe garnisonirt. Seine Vergleichs-Schilderungen zwischen diesem dörflichen Exil und dem glänzenden Berlin waren höchst interessant anzuhören. Er hatte mehrere derartige Lebensskizzen in Wiener Blättern drucken lassen und man las diese schriftstellerischen Arbeiten des pseudonymen „Rupertus" damals sehr gerne. Als ich ihn im „goldnen Lamm"

fand, hatte der Unstäte bereits wieder den Militairdienst quittirt, sich mit einer reichen ungarischen Erbin vermählt und lebte auf einem Gute bei Preßburg. Die ungarische Insurrection regte den unruhigen Geist unseres Landsmannes auf und er, sonst ein guter Royalist, ließ sich aus Sucht zu Abentheuern verleiten, Theil an dem Kampfe in den Reihen der Empörer zu nehmen. Das einzige Rühmliche bei diesem unrühmlichen Schritte war, daß, wie ich aus guter Quelle erfahren, Beyer sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet hat. Er befehligte als Commandant zuletzt eine der kleinen ungarischen Festungen. Nach dem Falle derselben gelang es ihm, als Flüchtling die österreichische Grenze zu überschreiten. Als solchen sah ich den auf verfehltem Lebensgange allmählig untergehenden Landsmann zuletzt in München, von wo er sich mit seiner Familie, deren Armuth sein Leichtsinn herbeigeführt, nach Brüssel begab. Obgleich auf der Flucht von seinem Schicksal sehr niedergebeugt, hatte ihn der heitere Sinn doch noch nicht ganz verlassen. So erinnerte er sich unter andern Späßen daran, daß er der „Erfinder der Schaafsköpfe“ gewesen, nämlich der kurzgeschorenen Frisur, die bei den Herren in den Jahren 1841—42 unter der Bezeichnung „à la brébis“ Mode war, eine Frisur, die er hier in Berlin schon im Jahre 1828 einzuführen suchte, die aber damals keine Nachahmung fand, sondern nur als eine der vielen Sonderbarkeiten Beyer's verlacht wurde. Er pflegte dann wohl im derben Uebermuth zu seinen Freunden zu sagen: „Ich bin jetzt ein der Zeit vorauseilender Schaafskopf — werde aber doch noch einst würdige Nachfolger erhalten.“ Und er hat wahr prophezeit. In Brüssel

aber ist der „politische Flüchtling" gestorben. Mir wär's lieber, wenn der lustige Rudolph in Groß-Beeren Todes verblichen und auf dem dortigen Kirchhofe begraben wäre, wo viele brave preußische Krieger ruhen.

Als ich am 23. August 1853 früh nach dem bekannten Dorfe kam, blickte ich durch das Gitterthor des Parks und wo ich sonst mit Beyer beim Kaffee gesessen, saßen jetzt ein alter Herr mit einigen Damen bei gleicher Beschäftigung, wohl der Besitzer und seine Familie, mir fremd. Ich ging quer über die Straße auf den grünen Kirchhof. Da stand ein alter Bauer, die Ehrenmedaille von 1813 im Knopfloche, die Pfeife im Munde. Auch er hatte die Schlacht mitgeschlagen und wollte heute sich am festlichen Zuge zur Feier des Gedenktages betheiligen. Um etwas Feuer bat ich ihn für meine Cigarre; er setzte — freundliche Erinnerung aus der mit chemischen Zündhölzchen noch unbekannten Jugend — mit Stahl und Stein ein Stückchen Schwamm in Brand; ich zündete mir den Glimmstengel an, den lange nicht gerochenen Duft des Schwammes mit Wohlbehagen in die Nase ziehend. Der Bauer ist ein redseliger Menschenschlag; dieser war es auch. Hier in Groß-Beeren aufgewachsen und alt geworden, erinnerte er sich des Herrn v. Beyer wohl. „Dat war'n gooder Herr, man bisken to lustig", meinte der Alte und er hatte Recht. „Was macht der alte Allgrimm?" fragte ich. Der Bauer sah mich mit einem verschmitzten Lächeln an, nahm dann langsam die kurze Pfeife aus dem Munde und zeigte mit der Spitze auf einen unscheinbaren Hügel an der Kirchhofsmauer: „Da liegt er! War ein närrischer Kerl, der Allgrimm. Sie seggen im Dorf, er spöökt!"

Also auch der Allgrimm todt! Da verlasse sich nun noch Einer auf die allgemeine Meinung der Menschen, die schon vor 26 Jahren dem alten Allgrimm ein Alter von 150 Jahren zuschrieb und steif und fest behauptete: „Der Kerl könne nicht sterben.“ — Der Mensch kann Alles, was er will und der Allgrimm wollte sterben — wie dies auch Max Piccolomini beabsichtigte — und beide sind gestorben.

Außer dem Allgrimm liegt noch Einer auf dem Kirchhofe zu Groß-Beeren begraben, der vor etwa 50 Jahren hier als Gutsherr gelebt und so viel tolles Zeug getrieben, daß von ihm 25 Jahr nach seinem Tode sich die Leute in Berlin noch erzählten. Der Mann war der letzte Abkömmling der alten Familie derer „von Beeren“ und schrieb sich „Geist von Beeren“, ein Beiname, den er zufolge eines Vermächtnisses zu führen gezwungen war. Wenn Herr Geist von Beeren auch nicht viel von dem besaß, was der Name andeutete, so suchte er dies durch Scurrilitäten zu ersetzen, durch das, was der Berliner „Witze machen“ zu benennen pflegt. Zur Zielscheibe dieser Witze hatte er sich namentlich das Kammergericht erlesen, unter welchem er als „Eximirter“ damals stand und dem er Malicen zufügte, die ihn, würden sie jetzt ausgeübt, zweifelsohne vor das Schwurgericht und zu einiger Einsperrung gebracht haben würden, während man damals nachsichtiger gegen „schlechte Witze“ war und „den Narren laufen ließ“, ihn höchstens mit einigen Geldstrafen und Verweisen belegte. Einige jener Anecdoten, die vor längerer Zeit von ihm noch in Cours waren, theilen wir unseren Lesern mit. So titulirte er einst das Kammergericht — es müssen in dessen alter Re-

gistratur noch auf diesen Beerenschen Geist bezügliche Acten genug vorhanden sein — „hochpreisliches Jammergericht.“ Natürlicher Weise wurde er dafür in Ordnungsstrafe genommen. Er entschuldigte sich mit seiner ihn gewöhnlich beim Schreiben überfallenden Zerstreutheit, zahlte bei der Salarienkasse die Strafe und deponirte bei derselben zugleich ein ansehnliches Sümmchen „für ähnliche wiederkehrende Zerstreuung.“ Diese blieb auch nicht lange aus, denn wenige Tage darauf adressirte er einen Brief an das Pupillen-Collegium: „An das Hochlöbliche Churmärkische Pillen-Collegium.“ Man schrieb ihm zurück, daß dieses Collegium Pupillen-Collegium heiße, worauf der Erbherr von Beeren seinen Irrthum bedauerte und hinzufügte: „auf die erste Silbe komme es ihm nicht an, er sende sie nachträglich ein.“ Später schrieb er an dasselbe Collegium: „An das unmündige kleine Kinder-Collegium“ und als er dafür ebenfalls in Strafe genommen wurde, verböserte er seinen Fehler dadurch, daß die nächste Adresse: „An das kleine unmündige Kinder-Collegium“ lautete. — Ein anderer „Witz“ war folgender: Ueber den bei Großbeeren fließenden Lilobach führt nach Genshagen zu eine Brücke, die Herr von Geist zu unterhalten verpflichtet war. Wer dies aber nicht that, war unser Sonderling, so daß endlich der Landrath des Kreises gezwungen war, darüber Beschwerde beim Kammergericht zu führen. Dies forderte den großbeerenschen Plagegeist auf, die Brücke sofort zu repariren. Herr v. Geist ist mit seiner Antwort gleich bei der Hand und beweist der Behörde augenscheinlich, daß die Brücke ganz gut sei, — „indem er dieselbe, auf acht Wagen geladen, dem hochpreislichen Kammergericht

anbei zur geneigten Besichtigung ehrerbietigst übersende und bitte, solche dergestalt ad acta zu legen.“ Die acht Wagen, beladen mit der auseinandergenommenen Brücke, fuhren auch wirklich vor dem Kammergericht in der Lindenstraße vor. Das Collegium machte gute Miene zum bösen Spiel und — lachte. — Es giebt wohl hundert solcher Witze von dem komischen Geist. Die hier erzählten fielen mir gerade ein, als ich sein Grab auf dem Kirchhofe erblickte, das man wohl mit einer Eule und einem Spiegel hätte schmücken können, weil der alte Herr dem in Mölle begrabenen Eulenspiegel in Ränken und Schwänken nichts nachgegeben. Nach der Tradition weiß ich nur noch, daß Herr Geist von Beeren ein kleiner rühriger Mann gewesen, der bis in's späte Alter im freiwilligen Coelibat gelebt und sich dann mit einer eben so schönen als tugendhaften Frau vermählt habe, mit der er ein Töchterlein erzeugte, das aber gleich nach des Papa's Tode ebenfalls verstarb. Nichts desto weniger soll er aber in seinen jüngeren Jahren ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts gewesen sein, so daß man behaupten wollte, er sei im stricten Sinne des Worts der Vater seiner meisten jüngern Unterthanen gewesen. — Nach diesem Geist scheint aber ein finstrer Geist durch das Haus Groß-Beeren gegangen zu sein. Die junge Wittwe des alten Geist hat nämlich einen französischen Offizier, der schwer verwundet auf dem Schlachtfelde gefunden, als Samariterin aufgenommen, gepflegt, heilen lassen und ihn dann geheirathet und somit zum Herrn von Groß-Beeren gemacht. Ein Streit, den der Franzose mit einem preußischen Cavalier gehabt, hat zu einem Pistolenduell geführt, in welchem der Franzmann, der

übrigens ein ganz ritterlicher Herr gewesen sein soll, todt geschossen ist.

Es war der Kirchhof Groß-Beeren's, auf welchem diese Erinnerungen aus längst vergangener Zeit wieder erwachten. Steigen sie doch gleichsam aus den Gräbern herauf, in denen die, welche in diesen Reminiscenzen eine Rolle spielen, von ihrem irdischen Treiben ausruhen. Am hellen, sonnigen Nachmittag saß ich zwischen den grünen Hügeln und doch beschlich mich, selbst bei der Scurrilität der von der heitern Erde verschwundenen Originale, ein gar düsteres Sinnen und ich athmete freier auf, als mich aus diesen Kirchhofsgedanken der Schall schmetternder Kriegsmusik von der Schlacht-Haide erweckte. Das laute Kampf-Jubiläums-Fest, bei dem Heiterkeit und Freude den Herrscherstab ergriffen, zog mich in seinen Wirbel hinein. Nur als der vom Donner der Geschütze begleitete stille Toast: „Dem hochseeligen Könige Friedrich Wilhelm III. und seinen treuen Kämpfern, die für Ihn und das Vaterland gefallen!" mir in's preußische Herz hinein geklungen, ist mir ein nasser Tropfen in's Auge gekommen. Andern wohl auch. Es war ein ernst-heiteres Fest, das am 23. August 1853 auf der Haide von Groß-Beeren gefeiert wurde, dessen Erinnerung noch lange fortleben, die Söhne zur Nacheiferung der Väter erheben möge, die mit Gott einst auf diesem Ehrenfelde für König und Vaterland gekämpft, gesiegt hatten und auch zum ewigen Schlafe niedergesunken waren.

Die Nacht war dunkel, als ein näherer Weg zum Wagen mich noch einmal über den Kirchhof führte. Die

Ruhestätte war leer. Der Nachtwind säuselte durch das hohe Gras auf den Gräbern. War es mir doch, als tönte es von unten herauf: „Das war ein schöner Tag; hat man doch auch uns, die treuen Todten, nicht vergessen." — Und wir werden der Helden, die da unten ruhen, die auch für uns geblutet, gedenken immerdar, wie wir wünschen, daß die nach uns auch unserer nicht vergessen mögen.

Otto Bellmann. — Carl Bellmann.

(Erinnerung an ein paar seltsame Käutze.)

Vor etwa einem Viertel=Jahrhundert lebte ein berliner Original auf allen Straßen, in allen Caffeehäusern und „Tabagieen" (der damalige altväterische Namen für unsre jetzigen „Bierhallen"); bei Alt und Jung bekannt, schwebte sein Namen auf allen Lippen, wurde tausendmal des Tages genannt und doch hatte Niemand diesen Allbekannten" jemals gesehen! Wer von den alten Berlinern erinnert sich nicht an „Otto Bellmann"? Wer hat, wo eine Plumpheit, eine Narrheit, eine tölpelhafte Zudringlichkeit ihm auffiel, nicht oft lächelnd ausgerufen: „Otto Bellmann!" In dieser Bedeutung war er der „Pierrot der Berliner." Und wollte man an irgend einer Erscheinung im großstädtischen Leben unserer Residenz wieder sein Wohlgefallen ausdrücken, so hieß es: „Ach, das ist Otto Bellmann!" So erschien der bekannte Unbekannte dann wieder als der Berliner Grazioso. Aber, wie diese italienische Masken, war Otto Bellmann auch nur ein Gebilde der berliner Phantasie. Es barg sich dahinter nichts Reelles, nichts Persönliches. Otto Bellmann existirte, aber als nichts Sichtbares, nichts

Concretes. Und wie er gekommen — unerklärlich —, so ist er wieder verschwunden. Kladderadatsch, Müller und Schulze, scheinen seine Nachfolger geworden zu sein. Alte Bekannte, die wir nach dem alten Bekannten gefragt, erinnerten sich seiner mit lächelndem Gesicht, aber die Befragten waren ebenso unfähig, wie wir selbst, irgend eine genealogische Notiz über den Verschwundenen geben zu können.

Wir hatten diese Scizze mit denselben Worten, wie sie der freundliche Leser hier vor sich hat, vor Kurzem in einem Tageblatte veröffentlicht und noch folgende Aufforderung hinzugefügt: „Vielleicht belehrt irgend ein Forscher uns über das, was wir von Otto Bellmann nicht wissen," als uns aus Frankfurt a. d. Oder folgender Brief zuging, der eine Erklärung über den „unbekannten Allbekannten" brachte, die zwar mit der Charakteristik, die uns von Otto Bellmann vorschwebt, nicht ganz übereinstimmt, aber uns doch auch interessant genug erscheint, um den Brief hier einzuschalten. Er lautete:

„Als ich vor 50 Jahren die Universität Frankfurt a. O. bezog, lebte daselbst in der Oberstraße, nicht weit von der deutsch-reformirten Kirche, ein Schuhmacher, Namens Otto Bellmann, in dessen Hause von langen Zeiten her Studenten, häufig die Koryphäen unter ihnen, wohnten. Dieser Mann, bieder und brav, aber mitunter derb in seinen Worten, kam sowohl mit den in seinem Hause wohnenden, als auch mit vielen andern Musensöhnen, die bei ihm arbeiten ließen, in vielfache Berührung. Hatte seine Figur auch eher etwas Possierliches als Achtunggebietendes, wußte er sich doch, theils durch den Credit, welchen er der Studentenwelt gab, theils durch die weisen Grenzen,

die er demselben zu stellen wußte, so wie durch den richtigen Takt in seinem Benehmen Achtung und Liebe zu verschaffen. Auch wurde erzählt, daß er einst einem renommirten Studenten gegenüber in einem Wortwechsel die Redensart: „das läßt sich Otto Bellmann nicht gefallen“, gebraucht habe. — Sei es nun, daß es diese letztere, spottweise aufgefaßte Redensart, oder der biedere Sinn des Mannes es war, welche es veranlaßten, genug, Bruder Studio bezeichnete Alles, was ihm gut und lobenswerth schien, durch den vergleichenden Zusatz: „wie Otto Bellmann“. Wußte z. B. ein Comiliton auf dem Fechtboden einmal mit besonderem Glücke wider seinen Gegner das Rapier zu führen, so hieß es: „Du schlägst ja heute, wie Otto Bellmann“. Oder wenn ein Ankömmling unter den Studirenden in der berühmten Karthause Fertigkeit im Trinken des dort gebrauten bekannten Bieres zeigte, so rief man ihm lobend zu: „Du trinkst ja wie Otto Bellmann!“

Es ist mir unzweifelhaft, daß dieser von den Musensöhnen bei jeder derartigen Gelegenheit gebrauchte Ausdruck zunächst sich in Frankfurt a. d. O., wo ich ihn auch im Munde der Bürgersleute gehört habe, — der Student stand dort in der kleinen Stadt in nähern Beziehungen zu den Bürgern und in größerer Achtung, als dies in Berlin der Fall sein dürfte — einbürgerte und von da sich theils durch die heimkehrenden academischen Zöglinge, die wohl nicht aller angenommenen Redewendungen sogleich ledig und los wurden, theils durch die Messebesuchenden weiter verbreitet habe. Wenn jetzt der fragliche Ausdruck etwas Plumpes und Närrisches bezeichnen soll, so ist mir dies nicht bekannt, ließe sich aber aus der Un-

bekanntschaft, welche eine viel spätere Zeit von der Entstehung dieser Redensart hat, sehr wohl erklären.

Zum Erstenmale nach langjährigem Vergessen wurden wir an Otto Bellmann durch einen Namensvetter erinnert, der nicht nur als Begriff, sondern auch als Person existirt hat. Es geschah dies vor ein paar Jahren in Schweden's Hauptstadt, wo wir Carl Bellmann kennen lernten, der auch ein komischer Kauz war, wie der Berliner Otto. Vielleicht weiset der Leser eine Plauderei über Carl nicht zurück. Hier ist sie:

Was dem Berliner sein „Thiergarten", dem Wiener sein „Prater", das ist dem Stockholmer sein „Djurgarden" — Thiergarten — und mit Recht! Eine Insel mit schönem, weichen Rasen zwischen pittoresken Granitblöcken, grünen, dunkeln Buchen und Eichen, bescheidenen und prunkenden Villen und Lustschlössern, Kaffeehäusern, Theatern, Tanzplätzen, — dazu entlegene lauschige Plätzchen, zu denen nur schwach das Geräusch der jubelnden Menge hinübertönt, — dies Alles von den leise rauschenden Wellen des Meeres bespühlt, von dem schwach dämmernden Himmel einer nordischen Sommernacht überwölbt und belebt von einem, sich am Vergnügen labenden zufriedenen Völkchen.

Es war an einem stillen Morgen, wo auf der Waldinsel noch nicht das bewegte Volksleben herrschte, als wir das schöne Erdenfleckchen, dessen Reize im hohen Norden wohl wenige vermuthen, durchwanderten. Eine anmuthig auf einem grünen Felsenhügel liegende italische Villa mit ihrer wundervollen weiten Aussicht über Inseln, Meer und Stadt fesselte unsern Blick. Ein Vorübergehender sagte uns: das sei Byström's Villa. Des Dänen Thorwaldsen

Ruhm durchklingt Deutschland und man rühmt mit Recht seine Marmorschöpfungen. Wie wenige bei uns kennen aber seine beiden würdigen scandinavischen Kunstgenossen Sergell und dessen Schüler Byström? Den erstern vielleicht nur vom Theaterzettel des Auberschen „Maskenball", auf dem er kurzweg als „Sergell, ein Bildhauer" figurirt und von irgend einem Statisten repräsentirt wird. Und doch war Sergell der Thorwaldsen Schwedens, wie es jetzt Byström ist. Byström hat Jahre lang in Italien gelebt und sich in italische Sitte und Leben eingewöhnt; nach dem nordischen Vaterlande zurückkehrend, wollte er wenigstens eine südliche Gewohnheitserinnerung festhalten und so entstand, umgeben von anmuthigen Baumgruppen, auf einer Felsenkuppe, mit dem freien Blick auf das Meer und die Stadt, die in ihrer bergaufsteigenden Gestalt Aehnlichkeit mit Neapels Terassenform zeigt, seine liebliche Thiergarten-Villa, deren Säle der Künstler mit Marmorgestalten reich geschmückt und so sein Tusculum zu einem Kunst- und Künstlerhaus in der schönsten Bedeutung des Wortes gemacht hat. — Hinter dieser Villa wird der Thiergarten mehr Park und die grüne Einsamkeit nur noch wenig von Landhäusern unterbrochen.

Wie wir durch die Baum- und Gebüschgruppen wandeln, steht plötzlich ein lächelndes Bachusgesicht vor uns. Gespenstisch lächelt das weiße Antlitz uns entgegen, der Mund ist stumm. Aber das, was jetzt als Marmorbüste, von Byström's machtvoller Hand geformt, leblos-lebendig aus grünem Gebüsche hervorlugt, war einst ein lebendurchströmter und sich in den Strom des Lebens jauchzend tauchender Geselle, dessen Name man nur dem Schwe-

den nennen darf, um urplötzlich das ernst durchfurchte Gesicht mit wohligem Lächeln überglühen zu machen. Bellmann — der schwedische Schutzpatron aller Lustigkeit, aller Ausgelassenheit, der liederliche, liederreiche, geniale Vagabond, — sein kolossales Brustbild wird hier von einer Genossenschaft, die sich nach ihm nennt, als Huldigungsdenkmal, als Erinnerung dem Volke: „Es lebe die Liebe! es lebe der Wein!“ aufgestellt. An den Stufen dieses Altars feiert Alles, was ein fröhliches Herz im Busen trägt, in der Sonne des Juli-Monats, die das Blut in den Adern zum glühenden Kreislaufe treibt, das jauchzende „Bellmanns-Fest“. Ich gestehe, daß, als ich nach Stockholm kam, mir der nationale Dichter nur dem Namen nach bekannt war, sonst weiter gar nicht, — ein Geständniß der Unkenntniß, das selbst von schwedischen Freunden mit einer gewissen Entrüstung aufgenommen wurde. Es giebt wohl wenige, auch der berühmtesten Namen, die so populair in Schweden geworden sind, wie der des „scandinavischen Anakreon“. In die poetische Liebes- und Rebengluth, gerieth Bellmann erst später. Eines frommen Landpfarrers Sohn, äußerte sich seine anfängliche Dichtergabe in frommen Liedern und Klängen, bis ihn die reizende Sünde so verlockend in ihre Netze zog, daß er fortan in sprudelnden Versen der Lobredner der Sünde wurde, wenn wir nämlich Wein und Liebe zu den satanischen Verlockungen zählen wollen und sollen. Gewiß wären die genialen Wogen der Liederlichkeit schon früher über seinem Haupte vernichtend zusammengeschlagen, wenn nicht die feine, weiße Königshand des dem Genusse holden Gustav III. das wohl etwas unsaubere Talent aus dem Strudel gerissen

und es vor dem gänzlichen Versinken gerettet hätte. Er gab Bellmann ein Aemtchen, nicht zum Arbeiten, sondern zum Leben; verdüsterten aber dennoch momentan die unvermeidlichen Schulden das poetische Talent des Günstlings, so war Gustav der zahlende und wieder erheiternde Mäcen. So ließ er ihn trinken, singen, schwelgen, ohne ihm den Becher des Genusses warnend vom Munde zu nehmen, bis er mitten im frühen Lebensalter dem Genusse auf immer erlag. Es war 1795, als Bellmann den letzten Tropfen des oft gefüllten Bechers leerte und wenn wir seinen Schlemmertod beschönigen wollen, so thun wir es damit, daß man von ihm sagt: „nach dem Tode seines gemordeten königlichen Beschützers habe auch er nicht mehr leben wollen und den Tod absichtlich im goldenen Pokal gesucht, auf dessen Grunde er ihn auch gefunden.“ — Seine Gedichte, die echte Volkslieder geworden sind und bleiben werden, die jetzt, nachdem der Mund, der sie gesungen, länger als ein halb Jahrhundert stumm und todt ist, noch lebensfrisch bei jeder heiteren Tafelrunde ertönen, tragen größtentheils den Stempel der derbsten Sinnlichkeit, die aber durch die Rosendüfte der Poesie noch sicher von dem hart daneben gähnenden Abgrunde der Rohheit zurückgehalten wird. Es ist der keckste Muth des Genusses, der aus jenen Liedern hervorsprudelt und sich nicht scheut, wenn es sein muß, auch das Natürlichste mit dem rechten Namen zu belegen. Was beinahe wie eine „Zote“ klingt, kann man doch auch wieder nicht so nennen, geniale Blitze überflammen die etwas unsauberen Flecken und blenden dann das Auge so, daß man nur das Licht, aber nicht die Flecken sieht. — Bellmann's Liebes- und Weinlieder zeugen, daß sie im Rausche entstanden sein mögen

und berauschen den Hörer. Im Rausche ist man weniger scrupulös — wer es ist, soll ihm und auch Bellmann's poetischem Genius nüchtern aus dem Wege gehn; — wir Anderen schwärmen ohne Naserümpfen schon einmal mit dem unverbesserlichen Bekannten. Zugleich liegt aber ein so komischer Ernst in Bellmann's Extravaganzen, daß man dem Taugenichts nicht zürnen kann, sondern mitlachen, oder wenigstens lächeln muß. Um seine derbe Naivetät treffend im Deutschen wiederzugeben, dazu gehörte ein „deutscher Bellmann" mit allen poetischen Vorzügen der nicht forçirten Natürlichkeit und — mit den moralischen Untugenden des schwedischen. Besäßen wir einen solchen, lohnte es für diesen wohl der Mühe, sich an die Bearbeitung der Lieder des scandinavischen Anacreon zu machen. Wenn wir hiermit von dem faunisch-bachantischen, aber grundehrlichen Marmorantlitze Bellmann's in Stockholm's Thiergarten Abschied nehmen, so begegnen wir anderen Conterfei's von ihm noch öfter, wenn wir durch die engen gewundenen Straßen der nordischen Hauptstadt streifen. Dort, wo aus den Fenstern der alten ernsten Steinhäuser der süße Dunst der Rebe aus den dunklen Gemächern herausduftet und uns eine „Weinstube" verkündet, schwankt über der Thür an eiserner Stange ein Kranz von freilich nur blechernen Trauben und Blättern und bildet den Rahmen eines mehr oder minder getroffenen Portraits mit der Unterschrift: „Carl Bellmann". Fremde mögen sich irrthümlich wundern über die vielen Stockholmer Weinwirthe, die alle denselben Namen tragen, bis sie später erfahren, daß des alten Weindichters Bild zum Schutzpatron und Verlockungsschild von den Gastgebern adoptirt sei und die gewünschte Anziehungskraft auch

in vollem Maße ausübe. Und das ist denn doch wohl ein Beweis, daß Carl Bellmann ein Mann des genußsuchenden Volkes sein muß, wie ihn wohl kein anderes aufzuweisen hat. Schweden hat ihn zum „Heiligen des Unheiligen“ canonisirt und an Verehrern fehlt es wahrlich nicht.

Ein paar heitere Erinnerungen an den verstorbenen Dichter Ludwig Tieck.

Wenn nach des Dichters Tode in verschiedenen Blättern jüngere Berichterstatter sich das Weitere über Ludwig Tieck und ihr „lebhaftes, freundschaftliches Verhältniß", in welchem sie in den letzten Jahren noch zu dem großen Dichter gestanden haben wollen, aussprachen, so spielte dabei wohl Eitelkeit und absichtliches Prunken mit eigener Persönlichkeit, die durch den Reflex des Nimbus des Verewigten gewinnen sollte, eine bedeutende Rolle. Den ältern Freunden des hochberühmten, im Herzen deutscher Nation fortlebenden Dichters, ist es bekannt, wie der Leidende nur noch eben den kleineren Kreis, gebildet aus viel=werthen Genossen einer freundlicheren Vergangenheit, um sich versammelte, dagegen nicht mehr jene bewundernswerthe, oft mit der köstlichsten Ironie gewürzte Geduld auszuüben im Stande war, mit welcher er in früheren Jahren die Unbedeutendheit nicht nur zu ertragen, sondern bisweilen ihr eine interessante Seite abzugewinnen wußte. Ein paar heitere Erlebnisse dieser Art aus vergangener Zeit treten jetzt, wo durch den Tod das Andenken an den Dichter wieder recht

lebendig geworden, auf's Neue vor unsere Erinnerung. Das eine, in die Zeit des Aufenthalts Tieck's in Rom fallend, haben wir vor einigen zwanzig Jahren in Dresden aus des Dichters Munde mitgetheilt erhalten, während wir von dem andern Scherz im anmuthigen Elb-Florenz selbst Zeuge gewesen.

In Rom wurde Tieck von der Zudringlichkeit eines sehr faden deutschen Landsmannes gepeinigt, der sich, wo es nur möglich, gleich einer Klette an den allgemach zur geistigen Berühmtheit werdenden Dichter anklammerte. Eines Morgens wandert Tieck von dem Café greco in der Strada de Condotti — manchem unserer Leser wird dieser Sammelplatz deutscher Landsleute in der alten herrlichen Roma nicht unbekannt sein — über den „Spanischen Platz“ an dem kleinen Obelisk auf großem Piedestal vorüber, um die Treppe hinaufzusteigen, die nach der Kirche Trinita di Monte führt, in der Absicht, dort oben auf dem Monte Pincio ungestört poetischem Sinnen nachhängen zu können. Kaum hat er die ersten Stufen der Treppe erstiegen, als er, zufällig zurückblickend, den zudringlichen Landsmann in der Ferne erschaut, der ihn, dem Anscheine nach, einzuholen versucht. An Entlaufen war nicht zu denken; die Idee, die Tieck in späteren Jahren öfter scherzend gegen seine Freunde aussprach, „daß er glaube, eigentlich zum Schauspieler geboren zu sein,“ muß ihm schon damals eine nicht fremde gewesen sein. Er beschließt, die Haltbarkeit derselben practisch zu prüfen, giebt seinem Körper eine ungewöhnliche Haltung und simulirt dazu noch Lahmheit. Doch schon hört er den Verfolger hinter sich auf den Steinstufen, fühlt endlich von ihm einen leichten vertraulichen

Schlag auf der Schulter, der von dem Gruße: „Guten Morgen, Tieck!“ begleitet ist. Tieck wendet sich befremdet um und schaut den Plagegeist fragend an. Dieser erblickt ein völlig fremdes Gesicht, stammelt eine Entschuldigung, „er habe sich geirrt,“ zieht höflich den Hut und eilt die Stufen hinab, „um seinen Freund Tieck im griechischen Kaffeehause aufzusuchen,“ während dieser, der mit mimischer Meisterschaft sein Antlitz zu einem nicht wieder erkennbaren verschoben und verzerrt, unangefochten und frei aufathmend seinen Spaziergang ohne den lästigen Begleiter fortsetzt. — Wer sich aus früherer Zeit des ausdrucksvollen Antlitzes des Dichters erinnert, den ausgelassenen Jugendmuth des Romantikers gekannt, wird an dem Scherz nicht zweifeln.

Es war in den letzten zwanziger Jahren, als Tieck's Haus in Dresden, an der Ecke des Altmarkts und der Kreuzgasse, der Sammelplatz der, Kunst und Wissen ehrenden Touristen aller Nationen war. Seine Vorlese-Abende waren zur Weltberühmtheit geworden. Um 6 Uhr Abends drängte man sich en masse durch des Hausbesitzers, eines Materialwaarenhändlers, Flur, der gewöhnlich durch geleerte Zuckerfässer beengt war, um zu dem Gelehrten eine Treppe höher zu gelangen. Oben im Salon fand man an einzelnen Abenden ein Gemisch von Nationen: Deutsche, Russen, Franzosen, Engländer, diese letzteren, neben den Deutschen in überwiegender Anzahl, aus Theilnahme an der Vorliebe Tieck's gegen den britischen Dichterheroen Shakspeare. Zu den größten Bewunderern unseres Dichters gehörte ein damals in Dresden längere Zeit lebender, junger, langer, dünner Britte; er sprach nur englisch, versäumte aber nie die deutsche

Vorlesung, deren ersten Act er, dem Dichter gegenüber sitzend, mit scheinbar großer Aufmerksamkeit und weit aufgemachten wasserblauen Augen verfolgte. Später verschwanden diese Augen allmählig unter den Lidern und ein starkes Athmen deutete der Gesellschaft an, daß der Britte sich in den Armen des Bruders des Todes sehr behaglich befinde. Das Bravo der Versammlung am Schlusse der Vorlesung erweckte den Insulaner, der seinen Augenschluß mit der Incommodität entschuldigte, die ihm der Glanz der zahlreichen Wachskerzen verursacht habe. Die Entschuldigung nahm am folgenden Abende Tieck mit lächelnder Gutmüthigkeit auf, hatte einen bequemen Lehnstuhl in eine Fensternische setzen lassen und bat seinen brittischen Bewunderer, dort gefälligst während der Vorlesung Platz zu nehmen, was dieser mit steifer Verbeugung auch acceptirte. Um den störenden Lichtstrahl gänzlich zu bannen, löste Tieck noch die bunten Fenstervorhänge, hinter denen Albions blonder Sohn unsern Blicken entschwand. Die Vorlesung war beendet, Tieck lüftet die seinen Pflegling verhüllenden Vorhänge. Er schläft abermals! „Die Flammen des vielarmigen Gascandelabers, der mitten auf dem Altmarkte steht, hätten das bewirkt, was gestern die Wachskerzen," so lautete die neue Entschuldigung. Tieck las, der Engländer schlief den Winter hindurch in dem Salon des grauen Hauses auf dem Altmarkte zu Dresden und erzählt vielleicht in diesem Augenblicke seinen Söhnen, wie hoch beglückt er sich durch die Vorlesungen des deutschen Dichters vor 23 Jahren gefühlt. — Wer eine ernste Characteristik Tieck's, ein geistvolles Bild seines reichen Lebens und

Wirkens zu erhalten wünscht, den weisen wir auf Willibald Alexis' trefflichen, gleich nach des Dichters Tode in der Berliner Vossischen Zeitung und später in des geistreichen Biographen erschienenen Kalender 1854 wiederholt abgedruckten größern Artikel hin, der ein erschöpfendes Lebensbild des Dichters giebt, den Deutschland tief zu betrauern, wohl Veranlassung hat.

Die Ahnherren der berliner Zeitungen.

Vielleicht erscheinen unsern Lesern in dieser Zeit der Zeitungs-Lesesucht einige kurze Notizen nicht uninteressant, die wir ihnen über die ersten deutschen Zeitungen, speciell berlinische Blätter, mitzutheilen im Stande sind.

Wir wollen nicht so weit zurückgreifen, wie Herr Caspar von Stieler, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft den Beinamen „Spaten" führend, der in seinem 1695 erschienenen „Zeitungs-Lust und Nutz" — ein Buch, das der verwutzelte Autor selbst „einen Rumpelschuß" nennt, den er „auf der Reise in der Eile und gleichsam auf der Flucht gemacht" — die erste Zeitung „Gott selber" zuschreibt, als Derjenige, der zuerst dem Menschen „Zeitung gegeben" durch „seine heiligen Zeitungsschreiber," die Propheten und Apostel. Dem seltsamen Bücherschreiber ist es eine ausgemachte Sache, „daß die Zeitungen von jeher existirt haben," denn „woher wußte wohl die Königin vom Reich Arabien, die mit einem so großen Zeuge und Geschenken nach Jerusalem kommen, von des Königs Salomon Weisheit, wenn es ihr das Gerüchte nicht offenbart hatte? Woraus entsprunge aber das Gerücht," — fährt der alte Herr

Caspar fort — „als von denen Zeitungsträgern in ein entferntes Land? — Wer sagte dem König David, daß der König der Kinder Ammon gestorben und sein Sohn Hanon an dessen statt König worden war, als die Zeitungen, so durch's Land liefen?"

Ohne dem Edlen von Stieler Recht oder Unrecht zu geben, wollen wir, abgesehen von jenen alttestamentarischen Zeitungen, deren Redacteure es im „gelobten Lande," wo ja für alle Geschöpfe „Milch und Honig" floß, gewiß recht gut gehabt haben, nur bemerken, daß der wahre Anfang unseres deutschen Zeitungswesens, in der Form, wie es noch jetzt besteht, in Frankfurt a. M. wurzelt, dem Orte, wo von jeher nicht nur die „Ehre mit's Geschäft," sondern auch dieses letztere mit der Politik vereint, bis auf die heutige Stunde — wie Rothschild und der Bundestag lehren — Hand in Hand ging. Die jetzige „Frankfurter Postzeitung", vormalige „Ober-Postamtszeitung", entstand nämlich 1615, herausgegeben und gedruckt von dem frankfurter Bürger, Buchhändler und Buchdrucker Egenolph Emmel. Nachahmungen dieser Speculation schossen wie die Pilze auf, worunter als die berühmtesten die Postzeitungen zu Nürnberg, Cöln, Augsburg und Regensburg erschienen. Die Zeitung der letztgenannten Stadt genoß am meisten Ruf, weil dort der deutsche Reichstag tagte und die Herren Gesandten, nicht so strenge ihre Amtsgeheimnisse bewahrend, wie heutzutage, sich vor einander beeilten, der Zeitung brühwarm interessante Nachrichten mitzutheilen. Beneidenswerther Redacteur!

Bei uns in Berlin tauchte schon im Anfange des 17. Jahrhunderts eine Zeitung auf und zwar heraus-

gegeben von dem „Botenmeister," unter welchem eine Art von „Nagler" nach dem damaligen kleinen Zuschnitte zu verstehen sein dürfte, ein Beamter, der die Aufsicht über die Boten hatte, welche zu jener Zeit die Posten ersetzten und ihre Packete an diesen „Botenmeister" abzuliefern hatten. Eine regelmäßig erscheinende Zeitung ist dieses „Botenmeisterblatt" aber noch nicht gewesen; es kam nur von Zeit zu Zeit heraus, wenn der Herr Botenmeister in den eingelaufenen Packeten etwas Interessantes herausgefunden. Die erste regelmäßige berliner Zeitung sind die 1655 erschienenen „Avisen" gewesen, die deshalb auch jetzt noch das Interesse der Zeitungsschreiber in Anspruch nehmen dürften, weil sie im Jahre 1872 Gelegenheit geben dürften, ein wohl noch nicht vorgekommenes Jubiläum zu begehen, nämlich das 200jährige einer „Zeitungs-Concessions-Entziehung und Unterdrückung." Was jetzt öfter zu geschehen pflegt, geschah diesen berliner „Avisen" zuerst im Jahre 1672, wo sie „aus politischen Ursachen" unterdrückt, ihre Erneuerung von dem Kurfürsten Friedrich III. — nachmaligen König Friedrich I. — im Jahre 1690 aber wieder gestattet wurde. Als Concurrenten der „Avisen" und als Stellvertreter während ihres 18jährigen Verschwindens finden wir noch die in Berlin erschienenen: 1) Berlinische Einkommende Ordinari Postzeitungen, 1665, wöchentlich 4 Stücke, 2) Den Postillion, 1677, 3) Die Zeitung-Fama, 1677, Blättchen von einem halben Bogen in klein Quart und auf sehr grauem Papier gedruckt, die die neuesten Nachrichten aus aller Herren Länder in derselben Form geben, wie unsre heutigen Zeitungen. Man findet dieselben auf

unserer königlichen Bibliothek und empfehlen wir sie jedem wißbegierigen Zeitungsfreunde dort zur Ansicht.

Bald nach der Krönung Friedrich I. erhielt ein gewisser Lorenz hier in Berlin ein Zeitungs-Privilegium. Muß aber ein Krakehler gewesen sein, da ihm dasselbe zeitweise wegen Ungebührlichkeiten für die Jahre 1713 bis 1714, endlich, da alle „Verwarnungen“ nichts fruchteten, gänzlich im Jahre 1721 entzogen wurde. Im folgenden Jahre 1722 wurde dieses Privilegium an Johann Andreas Rüdiger übertragen. Das scheint ein schlauer Mann gewesen zu sein; da er, obgleich über seinem Haupte fortwährend das Damoclesschwert des Verbotes schwebte, nicht allein seine Zeitung glücklich durch alle Stürme zu laviren, sondern auch durch seine persönliche Bekanntschaft mit dem Könige Friedrich Wilhelm I. alle Gesuche zu weitern neuen Privilegien, wie sie besonders von dem Buchhändler Ambrosius Haude wiederholt angebracht wurden, zu hintertreiben und seiner Zeitung ein einträgliches Monopol zu sichern verstand. Es ist diese Zeitung der Urahn unserer „Tante Voß“, die das „Laviren“ und „mit jedem Winde segeln“ von ihrem Ahnherrn geerbt zu haben scheint.

Kaum hatte Friedrich der Große den Thron bestiegen, als auch für das Zeitungswesen ein neuer Aufschwung gekommen zu sein schien. Die Begünstigung Haude's durch den König, dessen Gunst sich der thätige Buchhändler schon früher erworben hatte, ist bekannt. Auf den Wunsch des Monarchen erschien am 9. Juli 1740 bei Haude das „Journal de Berlin, ou Nouvelles politiques et litéraires.“ Der König hatte Beiträge aus seiner Feder dem Unternehmen zugesagt und war anfangs

auch ein fleißiger Mitarbeiter. Die Sorgen der Regierung zogen ihn aber bald davon ab und nach kaum dreivierteljährigem Bestehen ging das Blatt wieder ein.

Daneben waren aber, kaum einen Monat nach Friedrich II. Thronbesteigung, nämlich am 30. Juni 1740 im Haude'schen Verlag die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ erschienen. Es ist dies der Ahnherr der jetzigen „Spenerschen Zeitung“, deren erster Redacteur ein Hamburger, Lamprecht, ein tüchtiger Gelehrter war, der aber schon 1744 als Mitglied der Academie der Wissenschaften hier in Berlin starb.

Im Jahre 1922 wird Tante ihr 200jähriges Geburtsfest feiern, im Jahre 1940 Onkel das seinige; wir werden aber wohl schwerlich das Vergnügen haben, diesen Festen beizuwohnen. Vielleicht erleben wir noch das Jahr 1872 und hoffen, dann in ausgiebiger Anzahl jene Collegen vertreten zu sehen, welche die oben erwähnte vor 200 Jahren zum Erstenmale vorgekommene „Zeitungs-Unterdrückung aus politischen Ursachen“ gebührendermaßen in Sack und Asche durch ein Trauer-Jubiläum begehen werden.

Der unenträthselte Mordanfall auf den baierschen Hofschauspieler Ferdinand Lang.

(Eine Erinnerung aus München.)

Familienverhältnisse fesselten mich zu verschiedenen Malen Jahre lang an München, an das heitre, lebenslustige Isar=Athen, wie es sich, im Hinblick auf seine Kunstschätze, gern zu nennen pflegt. Ich bin mein Lebelang eine Art von Theater=Narr gewesen; auch dort interessirte mich das Treiben der Bühne und der Künstler. Es war im Jahre 1834, als ich dort zum Erstenmale verweilte und den trefflichen Komiker Lang kennen lernte, der auch auf den Bühnen Berlin's in neuerer Zeit mit vieler Anerkennung aufgenommen worden. Damals war in München noch eine tragische Geschichte lebhaft in der Erinnerung, die sich nur wenige Jahre vorher zugetragen, deren Held Lang gewesen, deren Opfer er beinahe geworden. Es liegt ein Dunkel auf derselben, das bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt und darum ein erhöhtes Interesse in sich trägt. Ich erzähle sie, wie sie dazumal in München von Mund zu Munde ging und wie sie mir Freund Lang selbst bestätigt.

Es war im Jahre 1831. Lang, damals noch ein

junger Mann, hatte auf der Königlichen Hofbühne zu München, seiner Vaterstadt, kurze Zeit vorher seine theatralische Laufbahn mit vielem Glück begonnen und sich bereits zum gerngesehenen Liebling des Publikums emporgeschwungen. Es war gerade das hübsche Lustspiel „Mamsell Bock“ an der Tages-, oder vielmehr Abendordnung, in welchem Lang einen jungen Gecken mit um so größerem Erfolg darstellte, da das Publikum in dieser Rolle die glückliche Copie eines in München bekannten Originals erkennen wollte, seltsam genug, eigentlich nicht eines, sondern mehrerer Originale, namentlich eines jüdischen und mehrerer wallachischen; — zu jener Zeit, wie auch jetzt noch, studirten nämlich mehrere junge Leute aus der Wallachei und Moldau auf der Münchener Universität. An einem November-Abende hatte Lang wieder die Rolle unter jubelndem Beifall des Publikums gespielt und begab sich nach Beendigung des Stücks nach seiner Wohnung, die sich im vierten Stock eines Hauses am Dultplatze, einer namentlich Abends öden Gegend Münchens befand. Die Localität war in der Art beschaffen, daß von der Straße eine Doppelflügelthür, von der der eine Flügel offen stand, in einen schmalen, langen, dunklen Hausflur führte, an dessen Ende der Aufgang zu den oberen Stockwerken sich befand. Lang tritt, in einen braunen Mantel gehüllt, in die Thüre und kaum in dem dunkeln Flur angelangt, fühlt er — die Dunkelheit verhinderte das Sehen — wie ein Mensch an ihm vorüberstreift, ihm einen Stich in den Unterleib beibringt und ehe Lang sich umdrehen kann, hört er, wie der Fremde die Flucht zur Thüre hinaus nach der Straße

ergreift. Der Verwundete sinkt zusammen und schleppt sich nun auf Händen und Füßen die vier Treppen hinauf, in die Wohnung seiner Eltern, wo er, im Blute schwimmend, ohnmächtig zusammenbricht. Herbeigerufene Aerzte erklären die Wunde, die mit einem Dolche beigebracht scheint, für lebensgefährlich. Am andern Morgen, als sich die Kunde von der Frevelthat verbreitet, herrscht natürlich bei dem Publikum, dessen Liebling sie betroffen, große Aufregung. Der Verwundete ist, da das Bubenstück im Finstern begangen, nicht im Stande, etwas Näheres über den Thäter anzugeben. Die Polizei, der von König Ludwig, einem großen Mäcen des jungen Künstlers, die unermüdlichste Thätigkeit empfohlen wird, ist nicht im Stande, dem Mörder auf die Spur zu kommen, obgleich alle Verdachtsgründe zur Erforschung desselben benutzt werden. Lange Zeit ist Lang dem Tode nahe. Seine Jugendkraft rettet ihn und nach siebenmonatlichem Schmerzenslager erscheint er als Genesener. Er tritt zum Erstenmale wieder in der Rolle auf, die dem Anschein nach, ihm jenes Unglück zugezogen hat. Das colossale Schauspielhaus ist bis zum höchsten Gipfel besetzt und der junge Künstler begeht unter Theilnahme des Publikums eine seltene Genesungsfeier. Nach Beendigung des Stücks wird er von seinen jungen Freunden in einem großen Fackelzug nach Hause geleitet und steigt diesmal unangefochten durch zwei Fackelreihen, die auf den vier Treppen von seinen Begleitern gebildet worden, nach seinem Stübchen hinauf. Am folgenden Tage erhält er von König Ludwig von Baiern das Decret seiner lebenslänglichen Anstellung.

Dieses tragische Ereigniß hatte aber noch einen

zweiten romantischen Theil. Herr Lang ist Katholik. Seinem Cultus getreu, macht er am nächsten Jahrestage des Mordanfalls eine Reise nach dem berühmten baierischen Wallfahrtsort Alt-Oettingen, um dort vor dem Gnadenbilde der heiligen Jungfrau Dank zu sagen für seine Lebensrettung. Der Altar, auf dem das Marienbild thront, ist mit Votivtafeln umgeben, auf welchen, nach katholischer Sitte, von Denjenigen Gedenkzeichen aufgehängt sind', die durch Gebet Befreiung von ihren Leiden errungen. Lang gewahrt unter diesen Gedenkzeichen einen Dolch, bittet nach verrichteter Andacht den Kirchendiener, ihm die nähere Besichtigung des Mordinstruments zu gestatten. Dies wird bewilligt. Lang hat denselben Mantel an, den er bei dem Attentate getragen, in demselben befindet sich noch das Loch, das der Dolchstoß gemacht, — man mißt die Oeffnung mit dem Dolche und dieser füllt sie genau aus. Lang wendet sich an den Pfarrer der Gnadenkirche und erfährt von diesem, daß vor einigen Monaten dieser Dolch eines Abends an der Votivtafel aufgehängt gefunden worden sei. Wer dies bewerkstelligt, sei unter der ungeheuren Menge der Wallfahrer nicht zu ermitteln gewesen. Vielleicht mag dem Priester das Mordwerkzeug auch unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, das er nicht brechen darf, übergeben worden sein. Das Gericht in München requirirte den Dolch zur weitern Untersuchung der Frevelthat, die aber nie an's Tageslicht gekommen. — Der berühmte Künstler hat, was an ihm verschuldet, vergeben. Vergessen kann er es wohl nicht, da, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten, die Schmerzen der Wunde ihn an den Unglücksfall mahnen. So

hat Herr Lang, ehe er im Sommer 1853 Berlin zu Gastrollen besuchte, ein schmerzliches Krankenlager in Folge jener vor 22 Jahren erhaltenen Verletzung erleiden müssen. Sein heiteres Talent, sein köstlicher Humor aber sind ihm in frischer Kraft geblieben, wie dies seine Darstellungen auch den Berlinern bewiesen.

Die Nacht an der Berezina.

(Eine russische Reise-Erinnerung.)

Bei 20 Grad Kälte hatte ich am 1. Dezember 1833 Abends St. Petersburg verlassen, nachdem die Postpferde seit Morgens um 10 Uhr, wo meine Depeschen hätten fertig sein sollen, dreimal an- und wieder ausgespannt waren. Endlich um 7 Uhr Abends, wo ich sonst in's Theater oder in irgend eine Gesellschaft gefahren, schnallte ich mir die dickgefüllte lederne Couriertasche auf die Brust, schlüpfte in die Wildschur und die hohen Pelzstiefeln, die ich mir noch Tags vorher bei einem langbärtigen Russen, einem Meister im Handel, im Schachspiel und Theetrinken, gekauft und warf mich in mein Fuhrwerk. Der Postillon blies nicht, nicht als ob ihm, wie bei Münchhausen, die Töne im Horn eingefroren wären, sondern weil die russischen Postillone überhaupt keine Hörner haben, vielmehr diese dem Vieh und einigen Ehemännern überlassen. Dafür klingelte aber die Glocke, welche das mittlere Pferd des russischen Dreigespanns als Postzeichen führt und so rutschten wir zum Thore der nordischen Kaiserstadt hinaus, nachdem mir der Garde-Offizier auf der Thorwache, nach flüchtiger Ansicht meines

Courierpasses, selbst an den Schlitten tretend, eine glückliche Reise gewünscht hatte.

Mein Fuhrwerk bestand in einem Schlitten, nicht elegant, aber groß und bequem wie ein kleines Haus; sein Verdeck von Matten schützte mich genugsam gegen die schneidende Luft und die Menge Heu nebst einigen Lederkissen und Pelzdecken, in die ich mich vergrub, ließen mich wenig von der Kälte leiden. Die Mitbewohner meines Schlittens waren ein sechszehnjähriger Grieche, den ich, da er gern in sein Vaterland zurückkehren wollte, für die Reise als Bedienten engagirt hatte — und eine 3 Cubikfuß große Kiste mit dem auserlesensten chinesischen Karawanen-Thee, der direct für Se. Hoheit den Sultan zum Geschenk bestimmt war. Beide (nicht der Sultan) genirten mich in etwas, die Kiste eo ipso, der Grieche, weil er ein ganz unbrauchbarer Taugenichts war, bei dem es Noth that, daß ich ihn bedient hätte. — Die abwechselnden Postillons, welche in Rußland auf dem Wagen oder Schlitten nicht die Bequemlichkeit eines deutschen prätendiren, sondern allenfalls auf einem Nagelkopf ein Plätzchen finden, priesen die Theekiste als einen unübertrefflichen Sitz.

So flog ich denn mit meiner „Troika" (Dreigespann) vier deutsche Meilen, wie es sich für einen Courier ziemt, stets in anderthalb Stunden auf guter Schneebahn durch Städtchen, Flecken und Dörfer, dem Süden lustig zu, der sich mir später in Bessarabien schon und dann in der Türkei durch sonnenwarme Tage, selbst im December, ankündigte. — Bei dem Städtchen Welickiluki im Gouvernement Pskow verließ ich den echt russischen Boden und kam nun in die früher altpolnischen Provinzen.

Meine Reiseroute ging durch die Gouvernements Witepsk, Mohilew, Minsk, Volhynien, Podolien und Bessarabien, — wo die Juden und mit ihnen die Prellerei und der Schmutz in den Wirthshäusern beginnen. — Nachdem die feste Eisdecke der Düna und einiger anderer kleineren Flüsse in den beiden erstgenannten altpolnischen Provinzen glücklich passirt war, nahte ich mich der verhängnißvollen Berezina, die, das minsker Gebiet durchströmend, dem Dnieper zueilt. Es war, glaube ich, am 4. Dezember, als wir bei anbrechendem Abende, also etwa um 4 Uhr, unweit der Station Rogaczew bei der Drutsch, ebenfalls ein Nebenfluß des Dnieper, anlangten. Es war merklich gelinder geworden und deutete auf nahes Thauwetter. Der sumpfige Fluß war dadurch so unsicher, daß wir bei der Ueberfahrt nicht mehr im Schlitten blieben, sondern zu Fuß hinübergingen, die Pferde einzeln hinüberführten und den schweren Schlitten am langen Seile hinüberzogen. Glücklich, nur mit nassen Füßen, gelangten wir an's andere Ufer. Ueber die Ebene brauste der laue Wind durch die indeß herabgesunkene Nacht; an vielen Stellen des Weges mangelte der Schnee und bereitete mich auf die Unannehmlichkeit vor, meinen bequemen Schlitten bald mit einem unbequemen Wagen vertauschen zu müssen.

So waren wir denn ungefähr um 8 Uhr Abends auf der letzten Station vor der Berezina angelangt: ein großes Dorf, wenn ich nicht irre, heißt es Marmol. Der Schlitten hielt vor dem Posthause, das, abgelegen von den andern polnischen Hütten, außerhalb des Dorfes stand. Der Postmeister, ein Jude, wie sie sich in Polen zu tragen pflegen, in schwarzem, enganliegendem, bis auf

die Füße hinabgehendem Kaftan trat mir entgegen. „Courier! Troika!“ rief ich ihm zu. Seine auf drei Seiten aufgeklappte, mit schwarzem Sammt überzogene Pelzmütze flog vom Kopfe und er ersuchte mich, mit knechtischer Höflichkeit, auszusteigen. So führte er mich in ein großes, schmutziges Zimmer, das durch ein dünnes Talglicht in einem eisernen Leuchter nur sehr zweideutig beleuchtet war und mich bemerken ließ, daß die halbe Stube mit Felleisen und anderen Packeten erfüllt war, auf welchen hoch oben eine Art russischer Postkondukteur, wie Fra Diavolo bis an die Zähne mit Pistolen, Karabiner und Säbel bewaffnet, im schnarchenden Schlummer lag. — „Warum liegt hier die Post?“ fragte ich befremdet den Juden. — „„Euer Hochwohlgeboren““ — wie anständige Reisende, besonders, wenn sie eine Art Uniform tragen, in Rußland angeredet werden — „„Euer Hochwohlgeboren, sie kann doch nicht weiter!““ — klang die Antwort in jüdischem Deutsch. — „„Seit gestern haben wir linde Witterung, die Berezina war überhaupt nicht recht fest und jetzt droht sie völlig aufzugehen. In finsterer Nacht ist es nicht möglich, hinüberzukommen. Ist heute Nachmittag schon ein Unglück geschehen und einer „vertrunken“. Werden Euer Hochwohlgeboren doch die Nacht bei mir liegen bleiben müssen.““ — Eine tröstliche Nachricht! Es lag mir sehr daran, meine Reise zu beschleunigen, da ich einen andern, wenige Stunden vor mir von St. Petersburg abgegangenen Courier sobald wie möglich einholen sollte. Der war aber schon heute Mittag hier durchpassirt. Ich fluchte derb in allen Sprachen, die mir zu Gebote standen, daß ich weiter müsse. — „„Gottes Wunder““ — jammerte der Post-

halter — „„der Herr zürnt wie ein „Löb“, aber es hilft doch nichts! Will Euer Hochwohlgeboren versaufen, ist es Ew. H. Sache, aber meine schönen Pferdchen und meinen Kerl (den Postillon nämlich) will ich doch nicht lassen in die Berezina fallen und schwimmen, wie ich gesehen habe in meiner Jugend darin schwimmen die gewaltigen Franzosen.““ — Die Sache blieb also zu überlegen und am besten läßt sich das beim Abendessen thun, denn seit Mittag war ich nüchtern und nüchtern ist der Mensch ein Tropf. — Mein Wunsch nach Speise und Trank sollte — versicherte der Ebräer — gleich erfüllt werden, ich möchte nur die Gnade haben, in die Nebenstube zu treten. Das war ein kleines Gemach mit einem Fenster, einem gluthathmenden Ofen, einem Bette, von einem Strohsack und einer wollenen Decke gebildet, das dem Anscheine nach der Jude vor meiner Ankunft so eben benutzt, dann mit einem paar wackeligen Stühlen und einem dito Tisch, auf welchem in einem zinnernen, halb abgeschmolzenen Leuchter mir ein ebenfalls sehr schmächtiges Talglicht nicht genugsam Aufklärung über meine gegenwärtige Lage gab. So mag ungefähr Cäsar dagesessen haben, ehe er den Rubikon überschritt, wie ich mit der Perspektive meines Uebergangs über die Berezina. — Mein Bedienter hatte unterdeß die leicht stehlbaren Sachen aus dem Schlitten hereingebracht, — eine Vorsicht, die jedem Reisenden in den polnischen Nestern, wo das „suum cuique“ bekanntlich sehr lax behandelt wird, zu rathen ist — und warf sich dann mit meiner Erlaubniß auf des Ebräers Bett, dessen schmutzige Außenseite für mich nichts Einladendes hatte, während dem ich in den Wolken, die aus meiner Pfeife aufstiegen, Rath suchte.

Da stört mich in meinem Sinnen die sich öffnende Thür; eine Dienstbotin des Hauses tritt herein, um den Tisch zu decken und damit die Vorbereitungen zu meinem Souper zu treffen. Eine volle Gestalt von Mittelgröße, der Anzug reinlicher, als sich erwarten ließ, um den Kopf nachlässig ein buntes, seidenes Tuch geschlungen, unter welchem rabenschwarze, volle Locken hervorrollten und das, bei den Jüdinnen gewöhnlich so interessante Oval des Gesichts beschatteten. Aber das hübsche Antlitz war mit farbloser Blässe überzogen, die etwas scharf geschnittenen Züge unbeweglich und wie aus Marmor gemeißelt, nur aus dem dunkeln Auge zuckten unter den langen Wimpern von Zeit zu Zeit feurige Blitze hervor, die dem Angesichte ein fast gespenstisches Leben verliehen. Ich redete sie deutsch an, — keine Antwort. Russisch — sie schwieg. Polnisch verstehe ich nicht und so blieb ich anfangs im Zweifel, ob sie stumm sei oder jene Sprachen ihr unbekannt. — Auf der Reise, bei einem hübschen jüdischen Dienstmädchen, erlaubt man sich schon eine etwas dreistere Unterhaltung. Ich umschlang die vollen Hüften und sie ließ sich ganz apathisch diese zudringliche Liebkosung gefallen. So hatte ich sie auf einen Stuhl neben mich hingezogen. Ruhig saß sie da, die Arme schlaff herabhängend, nur das Auge starr auf mich gerichtet. Göthe's gespenstische Braut von Corinth fiel mir bei und ich gestehe, daß mich beim Anblick dieses räthselhaften Wesens eine Art Schauer überlief. Ich hatte meinen Arm, der sie umfangen, unwillkührlich zurückgezogen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrem vollen Busen, das Auge schien in Thränen zu erglänzen und den Blick auf mich geheftet, stöhnte sie wie im schweren

Jammer die Worte „todt, todt" hervor. Sie sprach also deutsch. In dem Augenblicke schlurfte der Posthalter auf seinen schweren Pantoffeln herein, schalt das Mädchen eine langsame, faule Närrin und schob sie, unsanft ihren Arm ergreifend, mit dem Befehle zur Thür hinaus, das Abendessen zu bringen. Dann fragte er mich, ob ich Wein oder vielleicht guten Lipowitzer Meth befehle. Das erste Getränk, Wein genannt, hatte ich bei des Juden Collegen schon genugsam kennen gelernt, so daß ich nach solcher Mischung für einen sündhaften Preis kein großes Gelüst getragen; der Meth war wenigstens ein echt polnisches und gutes Produkt und so bestellte ich eine Flasche davon. Bald darauf brachte die lebende Marmorbraut auch ein gebratenes Huhn, zäh und hart wie Shylok's Seele. Auf der Reise jedoch muß man genügsam sein und ich vernichtete des Juden Gabe mit aller Kraft meiner Zähne. — Der Posthalter stand vor mir und erzählte mir allerlei von der letzten Revolution, die auch bis hieher gedrungen, von den Mönchen aus dem unfernen Städtchen Mosyr, die auch an dem Aufstande Theil genommen, von seiner eigenen, gut russischen Gesinnung; dann sprang er wieder um zwanzig Jahre zurück und schilderte mir mit wahrhaft satanischem Lächeln, als Augenzeuge, das Unheil, das damals die Franzosen auf ihrer Flucht an der Berezina betroffen, „wie sie versoffen, gleich dem Pharao mit seiner Rotte im rothen Meere." Auch hätte er damals — fügte er hinzu — viel von den Todten abgenommen an kostbaren Edelsteinen und blankem Golde und wäre jetzt wohl ein reicher Mann, wenn die Kosacken nicht bald darauf ihn wieder beraubt hätten. Anfangs hörte ich wenig auf ihn, sein unermüdliches

Mundwerk zog endlich aber doch meine Aufmerksamkeit zu ihm hin und als er mit gräßlicher Genauigkeit die einzelnen Scenen jenes fürchterlichen Ereignisses beschrieb, betrachtete ich mir den Erzähler erst genauer. Es war eine der verzerrtesten Spitzbuben-Physiognomieen, die mir vorgekommen; triefende Augen, die so recht tückisch aus den entzündeten Augenliedern hervorschielten; das brandrothe Haar, das unter der kleinen Lederkappe, die er nach jüdischer Sitte unter der Pelzmütze trug, in langen, dünnen Locken herabhing, harmonirte mit dem sparsamen fuchsigen Barte und trug zur Häßlichkeit des Kerls noch überflüssig bei. — Weiß der Himmel, wie mir bei seinem Anblick wieder das hervorgestöhnte „todt" des Mädchens einfiel. Meine geschäftige Phantasie flüsterte mir zu, daß ich hier vielleicht in eine Mord- und Raubhöhle gerathen, daß die Judendirne mich vielleicht mit jenem Worte habe warnen wollen, das dringende Anerbieten des Wirthes, die Nacht hier zu bleiben, anzunehmen. Mir ward gar nicht gut zu Muthe. Die Revolution zuckte in den polnischen Provinzen hie und da noch manchmal im letzten Todeskampfe auf, mit ihrem giftigen Stachel vernichtend, was sie nur erreichen konnte. Den Juden dort ist überhaupt nicht zu trauen; Gewinn reizt sie zu Allem. Sollte mir hier etwas begegnen, so hatte ich von meinem griechischen Burschen schlechte Hülfe zu erwarten; der Postkondukteur schlief wie ein müdes Pferd und trotz seines bei sich habenden Arsenals hätte man ihm in diesem Zustande zehnmal die Gurgel abschneiden können, ehe es ihm einmal klar wurde, daß er todt sei. Freilich verschwinden ein Postbeamter und ein Courier nicht so ganz leicht ohne Spur, allein könnte nicht der

nahen Berezina aufgebürdet werden, was hier in des Juden Haus ausgeführt werden sollte?? — „Wie wird das enden?“ dachte ich bei mir und suchte meine Courage zu mehren und die des Juden zu vermindern dadurch, daß ich nach meinen Pistolen griff, die Ladung herauszog und sie vor den Augen des Posthalters auf's Neue scharf lud. Ich hatte schon früher abgespeist, das Mädchen war hereingekommen und räumte den Tisch ab. Um mit ihr allein zu sein, schickte ich den Juden hinaus, ein Fläschchen Ungar zu holen, von dem er mir vorhin gerühmt, daß er ihn ganz echt besitze und erst vor acht Tagen bei Brody über die Grenze geschmuggelt habe. „Hast Du mir nichts zu sagen, mein schönes Kind?“ fragte ich, als wir allein waren, die junge Jüdin etwas hastig. — „„Ich darf ja nicht; der Herr will es nicht haben und zürnt, wenn ich davon spreche.““ — „Was bedeutete das Wort, das Du mir vorhin nanntest?“ fragte ich weiter. — „„Todt! ja todt!““ antwortete sie ängstlich — „„in diesem Hause und ich muß hier bleiben, wo mich Alles an den Mord erinnert. O, es ist hier ein böser Ort.““ — Nun schien mir Alles klar, obgleich ich nicht weiter mit dem Mädchen sprechen konnte, denn der Jude kam mit seinem Ungarwein zurück und setzte ihn schmunzelnd vor mir nieder. Dann jagte er die Dirne hinaus mit den Worten: „Geh, Du hast hier nichts zu schaffen.“

Das Vorgeben, daß die Berezina nicht mehr zu passiren, war gewiß nur Täuschung. Man wollte mich die Nacht hier behalten, um mich zu tödten und zu berauben. Dem Postkondukteur stand dasselbe Schicksal bevor; er hatte werthvolle Sachen bei sich und, soviel ich bemerkt, diente dem Schlummernden ein kleines Geld-

faß zum Kopfkissen, wo er es recht sicher, wenn auch nicht zu bewachen, so doch zu beschlafen glaubte. Mein Entschluß war gefaßt; ich mußte fort, weiter, so schnell wie möglich. Zwanzig Werst (ungefähr 3 deutsche Meilen) hatte ich bis Jakymowska, der nächsten Station, die nur ungefähr eine Werst jenseit der Berezina liegt.

„Wieviel bin ich für mein Abendessen und das meines Bedienten schuldig?“ fragte ich den Posthalter. — „„Hat ja keine Eile! werde Euer Hochwohlgeboren morgen früh die Rechnung machen.““ — Ich wiederholte meine Frage in barschem Tone. — „„Mit dem Meth und dem Ungar: sechs Silberrubel,““ rechnete der Jude. — „Hier hast Du vier, das ist genug!“ Ich zahlte, der Jude jammerte und nahm endlich das Geld, denn ich hatte bereits gelernt, mit Leuten seines Gelichters umzugehen und ihre Rechnungen zu reguliren. — „Jetzt aber schnell drei Pferde! ich reise weiter!“ fuhr ich fort. Als Antwort der Refrain: „„Es geht nicht, der Fluß ist in der Nacht unsicher.““ — „Es muß gehen!“ meine Replik, die ich mit geschwungener Säbelscheide kraftvoller klingend zu machen suchte. Neues Capituliren von des Juden, unbeugsames Verlangen nach Pferden von meiner Seite, dazu die Drohung klagbar zu werden, daß er als Posthalter nicht für das Fortkommen eines Couriers gesorgt. Unter hebräischem Gedibber und Gefluche stolperte das unsaubere Kind Israels auf den Hof hinaus und rief den Knechten zu, anzuschirren und anzuspannen. Nach einer halben Stunde war denn Alles zur Abfahrt bereit und während mein Bedienter draußen bei den wieder eingepackten Sachen blieb, ging ich noch einmal in's Zimmer zurück, um den Postkondukteur vor der drohenden

Gefahr zu warnen und ihn zu bestimmen, auf seiner Hut zu sein. — „Batuschka! — Väterchen! — wach auf!" rüttelte ich den Siebenschläfer, der endlich mit fürchterlichem Gähnen die Augen aufriegelte und mit einem „Was giebt's?" auf seinen Packeten sich halb aufrichtete. In gedrängter Kürze machte ich ihn mit meinen Wahrnehmungen und Ansichten von dieser gefährlichen Herberge bekannt. Er hörte mich verwundert an. Als ich geendet, verzog sich sein schnurrbärtiger Mund zum Lächeln, mit dem russischen Lieblingsausdruck: „Njeboissa!" — „Nur nicht ängstlich!" — wünschte er „Euer Hochwohlgeboren" eine glückliche Reise und legte sich wieder ruhig zur Fortsetzung seines gesunden Schlafes nieder. Ich liebe diese Sorg- und Furchtlosigkeit der Russen, sie hat etwas Achtunggebietendes, — aber von diesem Mann in solchem Augenblicke schien sie mir doch zu extravagiren. Ich hatte gethan, was ich nicht lassen konnte; wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen. So empfahl ich denn den sorglosen Herrn Condukteur dem Schutze der heiligen Mutter von Kasan und verließ das Zimmer. In dem Lichtscheine, der durch die geöffnete Zimmerthür auf den dunkeln Hausflur fiel, sah ich meine muthmaßliche Lebensretterin. Was ich an der Rechnung ihres Herrn profitirt, schob ich ihr dankbar in die Hand, drängte mich durch das brummende Gewühl einiger Postknechte, in deren Mitte der Jude — vermuthlich über mich und seinen mißglückten Anschlag — sacramentirte und warf mich zu meinem Diener in den Schlitten. Von ihm, den ich schon vorläufig von unserer Gefahr unterrichtet, hörte ich, daß, während ich jetzt noch im Zimmer gewesen, der Posthalter unserm Postillon, einem zerlumpten polnischen Knechte,

etwas streng befohlen und dieser lächelnd dem Befehle Folge zu leisten versprochen habe. Was sie in polnischer Sprache verhandelt, hätte er nicht verstehen können. Noch war also das drohende Wetter nicht vorüber und wir hatten auf unserer Hut zu sein.

Der Postknecht pfiff, die Pferde zogen an und ich legte, jetzt aufrecht im Schlitten sitzend, meine Pistolen bereit und den entblößten Säbel neben mich. Die Pferde hatten tüchtig zu schleppen, denn der Schnee war an manchen Stellen des Weges schon ganz von dem feinen Staubregen, der feucht niederrieselte, verschwunden und die Kufen des Schlittens kratzten knarrend den bloßen Sand. Es war finster; nur der Schnee, der seitwärts auf den Aeckern sich noch erhalten, verbreitete ein schwaches Licht. So saß ich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten und hatte mir die Mütze von den Ohren geschoben, damit mir auch das leiseste Geräusch nicht entgehen könnte. — Alles still, nur der laue Wind, der ächzend über die Ebene wehte. — Da auf einmal ertönt aus weiter Ferne hinter uns, noch ganz schwach hörbar, ein verworrenes Geheul. Ich täusche mich nicht, denn mein Diener hört es auch. Wir fahren des schlechten Weges wegen langsam, das Geheul kommt näher und wird deutlicher. Sind das Menschen, die sich in solch langgedehnten Jammertönen hören lassen? Beinahe glaube ich es und wenigstens zwanzig bis dreißig Kehlen müssen zu diesem seltsamen Gesange beitragen. Ich beuge mich aus dem Schlitten, in jeder Hand eine Pistole, indeß mein Diener den Säbel ergreift. — Schwarze Gestalten laufen schreiend in vollem Trabe an uns vorüber, — ein Schlitten, auf dem etwas liegt, das in der Dunkelheit

nicht zu erkennen war, folgt — hinter ihm wieder ein Troß heulender und schreiender Kerle. Die sonderbare Erscheinung stäubt wie das wilde Heer an uns vorbei und das ununterbrochene Geheul verhallt endlich in dem dicht vor uns liegenden Walde. Jetzt erklärt mir der Postknecht, was es gewesen: ein todter Jude, den man hier zu Lande gewöhnlich Abends so zum Kirchhofe hinausfahre. Das Geheul und Geschrei wären die Todtenklagen der Glaubensgenossen des Verstorbenen. — „Es ist gut, daß Einen 'mal wieder der T— geholt!" fährt der Postillon erbittert in gebrochenem Russisch fort, indem er sich die kurze, mit Kupfer beschlagene Tabackspfeife anbrennt. „Die Juden hier sind Schelme, die uns Christen, vornehm und gering, das Fell über die Ohren ziehen. Mein Posthalter ist auch so eine Canaille!" — Wenn dieser Haß, der sich in dem Kerl gegen die Juden aussprach, nicht Verstellung war, so konnte ich mich jetzt etwas beruhigter fühlen und es kam nun darauf an, den Kerl für mich zu gewinnen und vielleicht etwas Näheres über die Veranlassung meiner Ahnung einer Gefahr von ihm zu erkunden. Bald aber sollte das Gefühl meiner Sicherheit wieder einen Stoß bekommen. — Wir waren nämlich unterdeß auf der breiten Chaussee, die durch den Wald führt, ungefähr zwei Werst fortgefahren, als der Postillon plötzlich in einen schmalen Weg, der links in das dichte Gebüsch führte, abbog. Indem ich aufsprang und ihn rückwärts beim Kragen packte, fragte ich ihn, wo er hinführe? — „Laßt mich doch, Herr," antwortete er mir ziemlich ruhig, „ich weiß ja wohl, was ich thue und muß ja auch hier besser die Wege kennen als Ihr." — Was ich dabei thun sollte,

8

wußte ich wahrhaftig nicht. Die Offensive mochte ich nicht ergreifen, denn wer stand mir dafür, daß, wenn ich hier einen Kampf begönne, nicht aus dem Gebüsch die etwaigen Helfershelfer des Postknechts und des Juden auf mich losbrechen würden, um mir armen geängstigten Courier den Garaus zu machen. So hielt ich mich denn in vorsichtiger, defensiver Ruhe. — Eine gute halbe Stunde mochten wir so auf dem hier stark mit Schnee bedeckten Nebenwege fortgefahren sein, als wir aus dem Gebüsche biegend, uns wieder auf der großen Landstraße befanden. — „Als ich vorher die Chaussee verließ", — wandte sich der Postillon zu mir — „seid Ihr so zornig geworden, Herr! Ich hatte aber meinen guten Grund dazu, weil auf dem Seitenwege noch mehr Schnee liegt, der unser Fahren erleichtert." — Ich hatte dem armen Teufel also wieder Unrecht gethan und um dies gleich zu vergüten und ihn mir noch mehr zu verbinden, wartete ich nicht erst die Station ab, sondern schenkte ihm schon jetzt einen Papierrubel „nawodka" (zum Schnaps) — hier in dieser Gegend ein immenses Trinkgeld.

Der Schlitten machte auf dem hier von Schnee sehr entblößten Wege den Pferden viel zu schaffen. Mein Postillon war heruntergesprungen und ging nebenher. Die armen Thiere, die mich dauerten, vermochten mich, ein Gleiches zu thun und so wanderte ich ebenfalls zu Fuße, nachdem ich mir eine frische Pfeife angezündet, neben dem Knechte fort. Eine seltsame Art, als Courier zu reisen! Jetzt schien es mir am gelegensten, mich nach dem Judenmädchen und ihren räthselhaften und mich beängstigenden Worten zu erkundigen. Ich that's. — „Ja, Herr!" antwortete mir der Postillon, indem er mir

mit ungeheuren Bücklingen meinen Tabacksbeutel zurückgab, aus dem ich ihm erlaubt hatte, frisch zu stopfen — „ja, Herr! Das ist eine eigene Geschichte. Die Sarah, des Posthalters Schwester-Tochter, ist freilich nur eine Jüdin, aber ein gutes Ding, die werth wäre, eine Christin zu sein. — Als sie aus Wilna, nachdem ihre Eltern gestorben, unser Herr zu sich holte, konnte sie kaum 16 Jahr alt sein; das sind jetzt wohl 6 Jahre her! — 5 Werst von uns wohnt der gnädige Herr von L. auf seinem Schlosse D., der hatte einen Sohn, Michael, ein fixer Junker, aber ein bischen liederlich. Drum kam er auch oft zu unserem Posthalter, der mußte ihm Geld borgen. Wenn es aber an's Wiederbezahlen kam, da war guter Rath theuer, bis der alte gnädige Herr sich in's Mittel legte und die Schulden des jungen bezahlte. Als der Junker aber erst die Sarah gesehen, da kam er noch öfter zu uns herüber, auch wenn er kein Geld brauchte und schwatzte dem Mädel vor, daß er sie sehr lieb habe, wie das die Herren Edelleute so zu machen pflegen. Ob er die Wahrheit gesprochen, das weiß der liebe Gott, aber die Sarah liebte den Junker schon recht, den ich manchmal des Nachts, wenn ich von der Station zurückkam, zu ihr schleichen gesehen. Das ging so eine Weile fort, bis vor nun fast 3 Jahren in Warschau die Herren Edelleute eine Revolution machten. Eines Tages hieß es denn auch, der Junker Michael sei abgereist zu den Patrioten nach Warschau; der alte Herr habe es nicht zugeben wollen, denn er sah es schon voraus, daß nichts Gescheidtes herauskommen würde und war sehr traurig. Und die Sarah weinte sich um ihren Liebhaber fast die Augen aus dem Kopf, worüber der Posthalter sehr böse

wurde und sie oft prügelte. — Der Rebellionsspektakel nahm indessen immer mehr zu und kam auch nach unserem Gouvernement. Da stellte sich einer von den Patres aus dem Kloster zu Mosyr, aus dem jetzt eine Kaserne gemacht ist, bei uns im Dorfe ein und predigte den Bauern von Freiheit und mehr solchem Zeuge vor, wovon wir eigentlich nichts verstehen. Nach ein paar Tagen kam denn auch der Junker Michael mit einem großen Haufen Bewaffneter in unsere Gegend; der sollte bei uns Aufstand machen, weil er hier bekannt sei und russische Soldaten waren auf 10 Meilen in der Runde nicht vorhanden. Der alte gnädige Herr von L., der nichts von den unruhigen Geschichten hören wollte, war schon früher and) Petersburg abgereist und der junge Herr schlug nun sein Hauptquartier im väterlichen Schlosse auf und versammelte viel unruhige Köpfe aus dem Gouvernement um sich. Auch nach unserem Dorfe kam er nun wieder oft; die Sarah war wieder ganz glücklich und auch alle Anderen waren lustig und guter Dinge, weil Alles polnisch geworden, — der Posthalter auch und von unserem rechtmäßigen Zaar in Petersburg wollte Niemand mehr etwas wissen. — Unser Posthalter hatte aber seinen Verwandten, den Schmuel, der gern die Sarah heirathen wollte, unterdeß fortgeschickt; wußte Keiner, wohin. — Als aber eines Abends das Schießen in unserer Nähe losging, da erfuhren wir bald, daß der Schmuel in Smolensk bei den Russen gewesen war. Die waren nun gekommen, ein ganzes Bataillon stark, auch Kürassiere und zwei Kanonen und machten der Revolution ein Ende. Der Junker Michael wurde in seinem Hauptquartier überfallen, sein Schloß brannte und gegen

Mitternacht kam der Lärm auf unser Dorf zu. Der Posthalter und wir Alle hatten uns im Hause eingeriegelt und wollten nichts von den Russen und von den Polen wissen. Es war Mondschein und aus dem Fenster konnten wir sehen, wie sie sich draußen auf dem Felde herumschlugen und wie das Pulver aus den Gewehren blitzte. Da kommt ein Mann über die Aecker auf unser Gehöft zugelaufen, hinter ihm die russischen Soldaten; er springt über den Zaun — es war der Junker, der die Gelegenheit hier gut kannte. Das Kammerfenster der Sarah stand offen, der Junker darauf zu und schwingt sich hinein, wie er sonst wohl früher auch gethan haben mag. Der Schmuel war aber auch in der Kammer und rang mit dem Michael am Fenster und wollte ihn nicht hereinlassen. Nun erblicken die Russen den Verfolgten; zehn, zwanzig Flintenschüsse knallten nach ihm, dann wird die Hausthür eingeschlagen; unser Posthalter begrüßt die Soldaten und erzählt ganz geschwind, wie er doch den Schmuel nach Smolensk geschickt habe und wie der Kaiser ihn belohnen müsse für diesen Dienst. Indessen läuft Alles nach der Kammer der Sarah. Da liegt in einer Ecke der Schmuel mit zerschmettertem Kopfe und nicht weit von ihm der Junker durchschossen wie ein Sieb; alle Beide von russischen Kugeln. Neben dem Michael aber kniet die Sarah und heult und jammert, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Der russische Offizier, ein braver Mann, hat am andern Morgen den Junker ehrlich begraben lassen und ist dann bei uns im Quartier geblieben, bis die ganze Revolution aus war; jetzt steht er drüben in Mosyr. — Die Sarah hat endlich aufgehört zu weinen, aber dann ist sie wie dumm gewor-

den und auch fast stumm, so daß man wenig Worte von ihr hört, trotz aller Schläge, die sie von unserem Juden bekommt. — Der russische Doktor vom Bataillon konnte ihr auch nicht helfen und hat erklärt, sie sei still-verrückt und wir sollten sie nur ganz in Ruhe lassen. Das ist endlich auch geschehen und so ist sie halb dumm und stumm geblieben. — Wenn aber ein Fremder zu uns kommt und giebt sich mit dem Mädel ab und scherzt mit ihm, wie das die Herren so zu machen pflegen, dann schwatzt sie wohl von ihrem Unglück und von ihrem Geliebten, aber so verworren, daß man schwer daraus klug werden kann; und dann klagt sie, daß sie in dem Mörderhause bleiben muß, wo es ihr so schlecht gegangen. — Sie mag Euer Hochwohlgeboren wohl auch Etwas erzählt haben, weil Sie mich darum fragten, nicht wahr? — Aber nun wird der Weg besser" — fügte der Erzähler hinzu — „jetzt wollen wir wieder aufsitzen, damit wir vorwärts kommen; wir haben noch sieben Werste bis zur Berezina."

So stiegen wir wieder in unsern Schlitten und ich hatte Zeit, über das Gehörte nachzudenken. Der einfache und etwas kauderwelsche Vortrag des Postknechts — den ich hier so viel wie möglich treu wiedergegeben — überzeugte mich auf's Entschiedendste von der Wahrheit des Mitgetheilten. Meine beängstigenden Scrupel waren verschwunden und ich war so weit gekommen, daß ich über meine Todes- und Mordahnungen lächeln konnte. Der im Posthause ruhig schlafende Condukteur kannte jene Geschichte vermuthlich schon von seiner früheren Anwesenheit und hatte mit seinem „njeboissa" — „nur nicht ängstlich!" — ganz richtig philosophirt, indeß ich mich

von unnöthiger Aengstlichkeit nach der unsichern Berezina hinaustreiben ließ, statt auf der warmen Station die Treue der hübschen Jüdin auf eine fernere Probe zu stellen. — Der Wind heulte immer ärger und jagte die mit Schneeflocken vermischten Regentropfen in den Schlitten. Ich ließ den Vorhang von Matten herab und wühlte mich tiefer in das wärmende Heu. Die gleichförmige Bewegung des Schlittens übte auch auf meine Sinne ihre beruhigende Eigenschaft; es dauerte nicht lange, als meine trägen Augenlider sich schlossen und ich in einen sanften Schlummer versank, als ob ich auf dem weichsten Daunenbette läge. Der draußen an das Verdeck klatschende Regen war die angenehme Musik, die mich, wie den Herrn Langsalm in Kotzebue's „Wirrwarr", einsang und einschläferte.

Ich erwachte. Alles finster in dem fest verschlossenen Schlitten. Zu meinen Füßen, zusammengerollt wie ein Igel, schnarchte mein Diener in näselnden, neugriechischen Tönen. Irrte ich nicht, so stand aber der Schlitten still? Es war wirklich so. Sonderbar! Ich lüftete den Vorhang, der Regen schlug mir aus der pechrabenschwarzen Nacht unangenehm in's Gesicht; auch eine Ohrfeige hätte man bekommen können, ohne zu wissen, von wem, — so finster war es. Ich rief den Postillon — keine Antwort. Mein Diener war indeß auch erwacht und fragte mich ganz naiv, wo wir wären? Du lieber Gott, wenn ich's selbst nur gewußt! Ich griff vorn nach dem Platz des Postknechts; kein Postknecht zu greifen; zu sehen, war an und für sich unmöglich. Wir sprangen hinaus, aber nicht in den Schnee, denn der schien während der Zeit ganz Abschied genommen und sich in Wasser aufgelöst zu

haben, sondern in klebrigen Schmutz. Ich tappte nach den Pferden, die waren vor dem Schlitten nicht mehr vorhanden. Auf mein wiederholtes Schreien und Rufen wieder keine Antwort, als die des pfeifenden Windes und des herabfallenden, plätschernden Regens. Ich ließ meine Uhr repetiren, sie schlug halb eins; gegen zehn Uhr war ich eingeschlafen, das wußte ich. War ich während meines Schlummers vielleicht schon über die Berezina gekommen und stand auf dem Hofe der nächsten Poststation, wo der gefällige Posthalter mich sanft schlafenden Courier nicht wecken, sondern mein Erwachen erwarten wollte, um mich dann erst weiter zu schaffen? Oder befand ich mich in einer Einöde und was war aus dem Postillon und den Pferden geworden? Noch immer konnte ich mir meine Lage nicht erklären.

Wenn man sich eine Weile im Dunklen befindet, so erlangt man bekanntlich allmählig eine katzenartige Sehkraft. So auch ich; nach und nach dämmerte etwas vor meinen Augen auf, wie ein Gebäude. Mit gezogenem Säbel ging ich darauf los, wie Don Quixote auf die Windmühlen. Es war ein hölzerner, niederer Schuppen ohne Fenster mit einer offenstehenden, vom Winde knarrend hin und her geworfenen Thüre. Ich rief hinein, aber Alles blieb still. Mein Bedienter mußte aus dem Schlitten einen kleinen Koffer herbeischleppen, in welchem ich die nothwendigsten Reisebedürfnisse verwahrt, unter andern ein Feuerzeug mit Streichzündhölzchen, ein paar dicke Wachskerzen, wie man sie in den Wagenlaternen benutzt und eine kleine Laterne, die so brauchbar auf längeren nächtlichen Reisen ist. Es dauerte lange, ehe die feuchte Zugluft erlaubte, ein Licht anzuzünden. Endlich

brannte es und beleuchtete nun den inneren, ungefähr zwanzig Quadratfuß haltenden Raum des Gebäudes. Der Boden bestand aus Mist und zertretenem Stroh, einige lange Ruder lagen an der Wand. Das Strohdach der Hütte bildete den Plafond, durch den der Regen langsam hereinträufelte. Mit der Laterne schritten wir nun zu unserem Schlitten, wo wir richtig Postknecht und Pferde nicht mehr fanden. Der Platz, auf dem wir standen, senkte sich abschüssig vor der Hütte; wir stiegen hinab und vor unseren Füßen erblickten wir Wasser. Das mußte die Berezina sein. Von einer Eisdecke war Nichts mehr zu sehen, die kleinen Wellen rollten, vom Sturme gepeitscht, träge stromabwärts und zwar links von uns hinab, ein Beweis, wie ich von der Landkarte wußte, daß wir noch diesseits und nicht hinüber waren. Wir schrieen mit vereinten Lungenkräften; eine Pistole, die ich losschoß, zog auch Niemanden herbei. Nur sehr entfernt hörten wir ein heiseres Hundegebell undeutlich durch den brausenden Sturm herüberschallen. Allmählig wurde es nun auch in meinem Kopfe klar und ich konnte mir ungefähr denken, daß der Jude auf der letzten Station dem Postknechte befohlen, den eigensinnigen Passagier bis an die Berezina zu fahren und sich dort sammt den Pferden mit guter Manier aus dem Staube zu machen und zurückzukehren. Unser fester Schlaf hatte zum ungestörten Gelingen dieses Manövers beigetragen.

Es war eine schändliche Lage, in der ich mich befand. Doch was dabei thun? In solchen Fällen muß man nur nicht den Kopf und die Geduld verlieren und das lernt man auch, wenn man weiter, als von Berlin nach Potsdam, oder von Stolpe nach Danzig ge-

reist ist. Es wurde demnach beschlossen, in dem Schuppen die Nacht zuzubringen, mit der Hoffnung, daß mit dem anbrechenden Tage sich dort irgend eine Hilfe zeigen würde. Wir beeilten uns also, aus dem Regen unter Dach und Fach zu kommen. Es war recht empfindlich und unangenehm naßkalt und vor innerem Frost klapperten uns die Zähne, wonach wir beschlossen, in der Hütte ein Feuer anzuzünden. Einige Kohlen, die in der Mitte derselben auf dem Boden lagen, zeigten, daß auch schon Andre früher vor uns einen solchen gescheidten Gedanken gehabt hatten. Ein Ruder wurde zerbrochen, um Brennmaterial zu bekommen; mit meinem Säbel hackte ich dazu einige Spähne herunter. Endlich brannte das Feuer. Um im Dampf nicht zu ersticken, mußten wir, da, wie gesagt, kein Fenster vorhanden, — an einen Schornstein war gar nicht zu denken, — die Thüre aufmachen, durch die der Rauch so gut wie möglich seinen Ausgang suchte. Thee und die nöthigen Gefäße zur Bereitung desselben führt man auf Reisen in Rußland gewöhnlich mit sich, ich auch. Mein Bedienter holte ans dem Flusse Wasser, das gerade nicht zu dem klarsten gehörte. Ueber dergleichen Kleinigkeiten setzt man sich in den polnischen Provinzen mit der Zeit aber schon hinaus. — Während das Wasser kochte, wollte ich mir einen Haufen Stroh, den ich in einem düsteren Winkel der Hütte bemerkte, näher zum Feuer tragen, um dann darauf mein Lederkissen zu legen und so einen bequemen Sitz zu gewinnen. Kaum hatte ich aber in das Stroh gegriffen, so sprang ich auch schon mit einem Satze zurück, als ob mich eine Schlange gebissen hätte. So viel ich gefühlt, lag Jemand darunter. Mein Dimitri leuchtete; im Stroh lag die nackte

Leiche eines Mannes. Das hatte noch gefehlt! Wollten denn in dieser Nacht die Mordgeschichten gar nicht aufhören? Furcht habe ich sonst vor Leichen nicht, aber hier, in dieser, von allen Lebenden verlassenen Einöde, mitten in der Nacht, in unserer Lage, sträubte sich mir doch das Haar etwas zu Berge und ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Jetzt war wieder einige Gelegenheit zum Nachdenken vorhanden. „Wer war der Todte? Wie war er gestorben? Wie kam er hierher?“ Drei Fragen, die ich mir selbst vorlegte und auch selbst zu beantworten hatte. Ob er ermordet, oder nicht, — ließ sich wohl aus dem Augenschein erfahren und so wurde denn zur Aufnahme eines visum repertum, wenn auch keines schriftlichen, geschritten. Eine Verletzung war an der Leiche nirgends sichtbar, was um so leichter zu erkunden, da sie nackt war. Also schon etwas, das mich beruhigte. Der Tod konnte noch nicht lange erfolgt sein, denn der Körper war frisch, nur das Gesicht bläulich angelaufen, wie bei Erstickten. Zeichen einer Strangulirung am Halse nicht vorhanden und so schloß ich denn, — ich hatte vor mehreren Jahren als Jurist beim Professor von Baer in Königsberg ein bissel Anatomie gehört — daß der Mensch ertrunken sein müsse. — Dazu die Erzählung des Posthalters, daß Jemand in der Berezina verunglückt und so war ich denn ziemlich im Klaren, daß dies ein und dieselbe Person sein dürfte, die man am Abend vielleicht noch gefunden und hier vor der Hand niedergelegt hatte. — Wir ließen den Ruhigen ruhen, bedeckten ihn wieder mit seinem schmucklosen Leichentuche von Stroh und obgleich Dimitri große Lust hatte, die Hütte zu verlassen und sich in den Schlitten zurückzuziehen,

mußte er auf meinen Befehl doch bleiben. Der Thee war endlich fertig und mit einem Zusatz von Zucker, Citronen und Rum verwandelte ich ihn in einen kräftigen Punsch, der uns Beiden sehr wohl that und dem Armen, welcher wenige Schritte von uns lag, gewiß auch gut gemundet hätte, wenn er lebendig neben uns gesessen.

Ich muß gestehen, daß das die originellste Punschpartie meines Lebens war. Das Lokal eine verlassene Fischerhütte am öden Ufer der berüchtigten Berezina, — meine Gesellschafter ein lebendiger Grieche und ein todter Pole, — die Tafelmusik der heulende Sturm und die rauschenden Wellen eines Flusses, der einst die unerhörtesten Greuel, vor denen jedes Menschenherz erbebt, geschaut hatte. Der Schlaf war, wie man sich denken kann, in solcher Lage ganz gewichen. Es war jetzt 2 Uhr, also ungefähr noch 5 Stunden bis zum Grauen des Tages. Wie dehnte sich die Nacht! Eine Pfeife nach der andern wurde gemacht, das Feuer immer wieder von Neuem angeschürt, um doch wenigstens diese Annehmlichkeit nicht zu entbehren. Von Zeit zu Zeit, wenn das Nachtwachen und der Rauch, den einzelne Windstöße wieder in die Thüre zurückjagten, mir die Augenlider schwer machten, ging ich in die Nacht hinaus. Der Regen hatte aufgehört und der bald untergehende Mond sah jetzt vor seinem Scheiden noch manchmal aus den vom Sturm zerrissenen Wolken hervor, die wüste Gegend recht grausig beleuchtend. Weithin schlängelte sich der glitzernde Fluß zwischen den kahlen Ufern; hin und wieder in einer schützenden Vertiefung ein Haufen Schnee, grell gegen den dunklen Boden abstechend; rückwärts ein schwarzer Streif, vielleicht der Wald, durch den wir gefahren; jenseits des Flusses

in sehr undeutlichen Umrissen eine dunkle Masse, vermuthlich das Stationsdorf, das wir zu erreichen wünschten. — Die sonst so beflügelten Stunden krochen wie Schnecken; die Langeweile quälte mich schrecklich. Ich holte mir aus dem Schlitten ein Buch und versuchte, zu lesen. Das ging auch nicht; ich las und wußte kaum, was ich las. Eine unaussprechliche Unruhe jagte mich alle Augenblicke auf. Mein Bedienter war wie an meine Fersen gebannt, ihm mochte wohl eben so zu Muthe sein, wie mir. — So war es endlich 5 Uhr geworden; eine Stunde später erschien im Osten ein gelber Streif, eine wahre Götterbotschaft des nahenden, heiß ersehnten Tages. — Da ertönt ganz in der Ferne ein Klingeln; es kommt näher. Das war der mir wohlbekannte Ton der Postglocken. Zwei Telega's, (leichte, in Rußland gebräuchliche Wagen,) nahen durch das Morgengrauen; es war der Condukteur mit der Post. Ich jauchzte ihm vor Freude entgegen, er zog sehr höflich seine „Furaschka" (Militairmütze) und wünschte mir einen guten Morgen, den ich so lange erwünscht hatte. Der Mann sah ganz frisch aus; das hatte sein ruhiger Schlaf bewirkt, den ich ebenso gut hätte genießen können, wenn ich gewollt. Nun, ich hatte es gebüßt! Jetzt machte ich mir Luft im Erzählen. Die beiden Postillone bestätigten meine Vermuthung über den Meinigen. Der war auf Befehl des Juden längst wieder daheim. Was half mein Zorn, mein Drohen? Ich konnte doch nicht wieder zurückkehren, um mich an dem Posthalter mittelst einiger Prügel zu rächen. — Hinsichts der Leiche waren die Postknechte ganz meiner Meinung, daß es der Ertrunkene wäre, der Eine war sogar zuvorkommend ge-

nug, in ihm einen Bauer aus dem nächsten Dorf erkennen zu wollen.

Während deß hatte mir der Condukteur seine Schnappsflasche präsentirt, „gegen den bösen Morgennebel“ worauf von der ganzen Gesellschaft „unisono“, ein allgemeines Rufen angestimmt wurde. Es dauerte auch nicht lange, als vom jenseitigen Ufer ungefähr zehn zerlumpte Kerle angestiegen kamen, ausgerüstet mit Wasserstiefeln, die ihnen bis an den Bauch gingen. Daß der Fluß offen, darin hatte ich mich getäuscht. Es war noch eine Eisdecke vorhanden, aber nicht sichtbar, da ungefähr 2 Fuß hohes sogenanntes „Aufwasser“, von dem geschmolzenen Schnee herrührend, darauf stand. Die Jenseitigen bewaffneten sich, zur Hülfe, wenn sie einbrechen sollten, mit langen Stangen und wateten getrost zu uns herüber. Wie recht und billig arrangirte der Condukteur Alles, daß ich zuerst mit meinen Habseligkeiten spedirt wurde. Die kleineren Sachen wurden einzeln getragen, aber die mir anvertraute Theekiste machte mir viele Sorgen. Auf einem kleinen Handschlitten wurde eine 3 Fuß hohe Unterlage zuwege gebracht und darauf die Kiste gesetzt, um sie nicht von unten zu verwässern. So gelangte sie denn glücklich hinüber. Ich und mein Bedienter nahmen jeder auf den Schultern eines breitgebauten Kerls Platz und empfahlen unsere Seelen allen Heiligen. Ich seufzte recht dankbar zum Himmel empor, als ich den festen Boden des jenseitigen Ufers unter den Füßen hatte. — Den Schlitten riethen mir die Bauern, zurückzulassen, da jenseits keine Schneebahn mehr sei und ich fürder nur zu Wagen weiter kommen konnte. Ich gedachte aber auf der Station mit meinem pensionirten Fuhrwerk noch einen Handel zu

machen und so zog man an langen Stricken den Schlitten hinüber, der vor dem Einbrechen sicher war, da er schwamm.

Das war meine Nacht an der und mein Uebergang über die B e r e z i n a. Seltsam und abenteuerlich genug, wenn auch nicht so grausig wie der Uebergang der Franzosen am 26. und 27. November 1812.

Die schöne Toni zu Steinach.

(Eine Erinnerung aus Tyrol.)

Es ist etwa ein Jahr her, daß ich von Norden kommend den Brenner passirte, den Berg, auf dem sich zwischen Inspruck und Botzen Nord- und Südtyrol scheidet und man bergab Italien entgegenrollt. Wir fuhren in Steinach hinein, in das freundliche große Dorf mit einer Poststation. Vor dem Post- und zugleich Gasthause wurde Halt gemacht, — der Vetturin wollte hier futtern. Es ist dort eine schmucke Wirthschaft, wo Reisende gern ein Stündchen rasten mögen. Vor der Thüre und drinnen im Gastzimmer war es lebendig. Wir trafen österreichische Offiziere, aus Italien kommend und — Kapuziner, denen man hier oft auf ihren Terminirgängen begegnet.

Das Posthaus in Steinach bewahrt für mich aus früheren Reisen freundliche und zugleich wehmüthige Erinnerungen. Im Anfange der dreißiger Jahre hatte ich in Italien die Ehre, mit einem jungen deutschen Fürsten, dem Sohne eines damals ein norddeutsches Herzogthum regierenden Herrn zusammenzutreffen. Ich zog nach Deutschland, er kam von dort. In dem fremden

Lande, beim zufälligen Zusammentreffen, zumal wenn die sich Begegnenden noch das mit den Jahren immer mehr schwindende Capital der Jugend besitzen, verhindert die Verschiedenheit des Ranges eine gewisse Vertraulichkeit nicht. Man tauscht mit weniger Zurückhaltung Erlebtes gegeneinander aus. Den jungen Fürstensohn beseelte die Erinnerung an ein schönes, einfaches Gebirgskind, eine Verwandte des damaligen Posthalters in Steinach. Der hohe Herr sprach von der reizenden Kellnerin „Toni“ mit solcher begeisterten Innigkeit, daß mir beinahe bange vor der Möglichkeit einer Mesalliance wurde. Als wir schieden, wurden mir tausend mündliche Grüße an das Mädchen aufgetragen, aus der Brieftasche noch ein Blatt gerissen und mit Bleistift auch ein schriftlicher Gruß hingeworfen und mir zur Bestellung übergeben. — Vier Wochen darauf machte der Münchener Kutscher, der mich von Triest nach Baierns Hauptstadt führte, in Steinach Nachtquartier. Eine große, klassisch schöne Mädchengestalt, unter blondem Haar ein sanftes, freundliches Gesicht, die blauen Augen von langen Wimpern beschattet, das war Toni, die mich auf mein Zimmer führte. Ich gab ihr das Zettelchen, bestellte die Grüße des Fürsten. Das Mädchen bebte, Freudenthränen perlten in schönen Augen. Sie konnte nichts weiter sagen, als: „Wenn Alle im Haus zur Ruh, komme ich hinauf zu Ihnen, lieber Herr!“ — Und wie flink ging ihr am Abende die Arbeit von der Hand. Ihr ganzes Wesen schien von Seeligkeit überhaucht. „Was hast denn, Toni?“ fragte die behagliche Wirthin. — „Nix, Frau Baſ', mir ist heunt nur so freudig zu Muth!“ die Antwort des Mädchens.

Gegen Mitternacht ward es still im belebten Hause.

Die Lichter erloschen in den Schlafzimmern der Reisenden. Ich saß in dem meinigen und harrte des Besuchs. Toni schlüpfte zur Thüre herein. Sie setzte sich zu mir, wie zu einem alten Bekannten, ergriff hastig meine Hände und bat: „Nun erzählen Sie mir, lieber Herr, viel, recht viel von ihm!“ Ich that's und immer mehr sollte ich ihr erzählen. Es war ein fieberhafter Zustand, in welchem sich das reizende Wesen befand. Es war keine Lüge, wenn ich ihr sagte, daß der Prinz ihrer mit der innigsten Zuneigung gedenke. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, sie drückte das schöne Haupt in die Sophakissen, um das heftige Schluchzen zu verbergen. Aus dem Mieder zog sie dann eine vertrocknete Rose, sorgsam in Papier gewickelt. Es war ein Andenken von dem Manne, der so hoch über ihr stand und den sie darum so hoffnungslos liebte. Mit den glühendsten Küssen bedeckte sie die verwelkte Blume. Ich gestehe, daß auch mir recht wehmüthig um's Herz wurde und als sie sah, daß mir die Thränen in's Auge traten, küßte sie mir die Hände, den Mund, lag sie wie willenlos in meinen Armen. Es war eine gewisse scheue Ehrfurcht, mit der ich das arme Mädchen berührte. In solcher seltsamen Situation waren Stunden vergangen und schon dämmerte der frühe Junimorgen, als Toni mich verließ.

Den Mann ihrer glühenden Liebe habe ich später wiedergesehen. Eine Fürstentochter war seine Gattin geworden; er, sonst ein jovialer, heiterer Jüngling, zum ernsten, fast düstern Mann. Drei Jahre sind verflossen, als ihn im kräftigsten Mannesalter der Tod zur Ruhe in seine Ahnengruft bettete. Aber viel früher, wenige Jahre nach jener Nacht, als sie bei mir saß, hat man

die schöne Toni auf dem freundlichen Kirchhofe in Steinach begraben. Die altgewordene Frau Postmeisterin erzählte mir, wie das frische junge Blut so seltsam sich abgehärmt. Niemand hatte gewußt, warum. „Sonst ein munteres Ding, hat ihr zuletzt nichts mehr Freud' gemacht. Sie wurd' halt immer schwächer und zuletzt ist das Tonerl eingeschlafen, wie ein frommes Kind."

So berichtete mir die alte Base, besprengte sich mit dem heiligen Wasser aus dem an der Wand hängenden kleinen Weihbrunnen und betete ein Ave Maria für die „arme Seel' im Fegfeuer!"

Der Shawl.

(Eine Erinnerung aus dem Reiche der Mode.)

Es gab eine Zeit, wo die Damen nach einem Toiletten-Gegenstande lüstern waren, der allgemach verschwunden zu sein scheint. Oft schwankte ein weibliches begehrliches Gemüth in der Wahl zwischen diesem Gegenstande und zwischen Gold und Edelstein. Wir sprechen von dem Shawl. Man wende uns nicht ein, daß noch jetzt diese Hülle schöner — bisweilen auch unschöner — Gestalten existirt. Das „Umschlagetuch der Gegenwart“ ist noch lange nicht der „Shawl der Vergangenheit.“ Während jenes sich auf der Vorder- und Rückseite der Dame wie ein verschobenes Viereck — Caro-Aß vergleichbar — abzeichnet und keinesweges mit der Gestalt der Trägerin ein graciöses Ganze bildet, war die Form des Shawls — das schmale, lange, aus fernem Osten herstammende Gewebe — dagegen zur anmuthigen Drapperie lebendiger Schönheit bestimmt. In einer und derselben Zeit tauchten in Frankreich zwei Erscheinungen auf, die rasch die Herrschaft über fast ganz Europa errangen: Napoleon I. und der Shawl. Dieser hat seinen Zeitgenossen noch etwa um anderthalb

Jahrzehnte überlebt und ist dann verschwunden, wie jener. Der dritte Napoleon bemüht sich, die Zeit des ersten wieder zu erwecken und weil er der empereur de la paix ist, hoffen wir, daß er auch den friedlichen Herrscher Cachemir in seine alten Rechte einsetzen wird, in die beneidenswerthen, eine schöne Taille zu umschlingen und sich reizenden Frauen um den Hals werfen zu dürfen, ohne einmal dabei die Eifersucht des Gatten zu erregen. — Es ist ein eigenes Ding um die Geschichte der Einwanderung dieser südöstlichen Fremdlinge aus dem Geschlecht der Cachemire in das civilisirte Europa. Aus vergelbten, funfzig Jahre alten Historien-Büchern ersehen wir, daß ein türkischer Gesandter in Paris — zur Zeit der Republik — dort gegen eine „Bürgerin" (eine „Bürgerin" von hohem Rang) in südöstlicher Herzensgluth entbrannt sei und ihr, als er nach Constantinopel zurückgekehrt, von dort einen prächtigen Shawl als Erinnerungs- und Huldigungszeichen geschickt habe. Bis dahin war der Shawl in der Seine-Hauptstadt unbekannt gewesen; als er erschien, war er ein Fremdling, mit dem man nicht wußte, was anzufangen. Eine Gebrauchs-Anweisung — wie jetzt bei Revalenta Arabica oder bei Hühneraugen-Pflaster lag nicht bei. Die Beschenkte war in Zweifel, wie sie das Geschenk benutzen solle. Endlich nach langem Grübeln, glaubte man, daß das weiche, feine Gewebe eine passende Fußbedeckung abgeben könne und am Kamine sitzend, empfing die Dame ihre Besuche, die zarte Füßchen von der wärmenden Hülle umschlungen. So zu den Füßen der Huldin geschmiegt, wie ein zärtlicher Seladon, begann der Orientale seine europäische Laufbahn; später stieg er, stieg bis zur schlanken Taille,

zur vollen Büste derer, zu deren Füßen er Anfangs gelegen. Napoleon, der selbst steigende, half den Zeitgenossen zu dieser Höhe hinauf, bald nach seiner Rückkehr aus Egypten. Im Harem des Morgenlandes, in den der Sieger, wie immer alle Hindernisse niederkämpfend, eingezogen, hatte er die wahre, echte Bestimmung des Shawls kennen gelernt; in jenem reizenden Aufenthalt aber doch seiner Gemahlin, der liebenswürdigen Josephine gedacht. Muster eines Ehemann's! Als er nach dem schönen Frankreich zurückkehrte, legte er Josephinen die geschmackvolle orientalische Beute, eine Auswahl von schönen Cachemir's nicht zu Füßen, sondern um die Schultern. Das zarte Beispiel fand Nachahmung, aber doch nur geringe, vermuthlich weil es in Frankreich nicht viele so galante Ehemänner gab, die wie Napoleon nach dem Oriente schifften, um neben andern Geschäften auch noch Shawl-Einkäufe zu machen. Josephine war bereits Kaiserin und bemühte sich, den Cachemir in Aufnahme zu bringen. Doch daß er in der Folge ein so unentbehrlicher und viel ersehnter Modeartikel geworden, verdankt er nicht der Kaiserin, sondern einem welthistorischen Zufall. Wie dies zuging, glauben wir in einem Buche der Lady Morgan gefunden zu haben, die einst so berühmte Schriftstellerin, die jetzt Niemand mehr liest, als etwa ein Feuilletonist, der überall seinen Stoff zusammen zu suchen pflegt, wie man auch aus diesen Zeilen ersieht. Es war an jenem Abende, an welchem die bekannte „Höllenmaschine" dem Leben und Streben des damals noch ersten Konsuls Napoleon Bonaparte ein Ende machen sollte. Dieser und seine Gemahlin Josephine waren eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, als der General Rapp — die älteren

Danziger kennen ihn wohl noch aus den Jahren 1812 und 1813, als er bei ihnen Commandant der belagerten Stadt war — dadurch eine sehr achtungswerthe Kenntniß der Frauentoilette bewies, daß er die Gemahlin des Consuls mit den Worten aufhielt: „Madame, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Ihr Shawl nicht mit der Grazie umgeworfen scheint, die Ihnen gewöhnlich eigen ist." — Josephine lachte und gestattete dem galanten General — auch von seiner Galanterie in Danzig sind uns viele Geschichtchen erinnerlich — ihr den Shawl nach der Weise der egyptischen Frauen umzulegen, wodurch seine zierlich schmückenden Falten in schöne Ordnung kamen. Diese improvisirte Toilette verursachte eine kleine Zögerung und — die Höllenmaschine zersprang vergeblich! Somit war durch die Galanterie des Generals Rapp nicht nur ein Ereigniß verhindert, welches Europa ein anderes Ansehen gegeben hätte, sondern auch ein Ereigniß im Reich der Mode eingetreten; denn ein solches bildete von diesem Augenblicke an der Cachemir-Shawl in der Frauenwelt. — Wie bemerkt, ist seit mehreren Jahren der anmuthige Toilettengegenstand seiner Herrschaft verlustig gegangen. Napoleon III. ist nicht undankbar, wir hoffen, er wird sich des Lebensretters des kaiserlichen Oheims erinnern, ohne den er nicht der kaiserliche Neffe wäre. Ich durchblättere jedes neue Pariser Modejournal mit großer Neugierde, bis jetzt aber, ohne gefunden zu haben, daß der Shawl durch eine restistutio in integrum neue Triumphe feiert.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Bunte Erinnerungen

an

frühere Persönlichkeiten, Begebenheiten und Theaterzustände

aus

Berlin und anderswoher.

Zusammengesucht

von

Fr. Tietz.

Berlin, 1854.

Verlag von Leopold Lassar.

Brüderstr. 3, unweit des Schloßplatzes.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.